

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.



Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXI.—XXII. Jahrgang 1915—1916.

Mit 27 Textabbildungen, 2 Tafeln und 46 Notenbeispielen.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XXI.—XXII. Jahrganges.

Inhaltsverzeichnis	Seite III
------------------------------	--------------

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Dr. Ludomir Ritter v. Sawicki: Almenwirtschaft und Hirtenleben in der Mährischen Walachei. (Mit 16 Abbildungen.)	1, 37, 69
Anton Dachler: Die alte bäuerliche Beheizung in Oberösterreich. (Mit 4 Textabbildungen.)	52, 86
Dr. Rudolf Trebitsch: Eine rumänische Hänge- und Tragwiege. (Mit 3 Textabbildungen.)	58
Irene Thirring-Waisbecker: Volkslieder der Heanzen. (Mit 46 Notenbeispielen.)	101, 159, 181
Heinrich Moser: Der Brecheltanz im niederösterreichischen Wechselgebiete	109
Prof. Dr. Oswald v. Zingerle: Zur alten Kastelruther Tracht	120
Dr. A. Prinzing: Eine Holzknechtshütte in den Salzburger Alpen. (Mit 2 Textabbildungen.)	149
Anton Dachler: Wiederbesiedlung von Südungarn. (Mit 5 Textabbildungen.)	152

II. Kleine Mitteilungen.

Prof. Dr. A. Hauffen: Zu dem Lied „Prinz Eugenius“	18
Heinrich Moser: Stundenruf	64
Prof. Dr. M. Haberlandt: Eine huzulische Merktafel. (Mit 1 Textabbildung.)	65
Robert Eder: Volkskundliche Überlieferungen aus Nordböhmen	91
Eine rumänische Hänge- und Tragwiege. (Nachtrag.)	93
Josef Blau: Die drei „einzwickelten“ Heiligen. (Mit 1 Textabbildung.)	126
Dr. J. Fuchs: Primitivwohnung in Bosnien	126
Anton Dachler: Zur Herkunft der Heanzen	175
Josef Blau: Aus der „buckligen Welt“	197 189

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Professor Wladimir Szuchiewicz † S. 66. — Die volkskundliche Abteilung am Joanneum in Graz. (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 66. — Das Volkslied im Kriege (Prof. Dr. John Meier) S. 94. — Oberbaurat Josef Eigl † (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 94. — III. Bericht der Kommission für das Bayrisch-Österreichische Wörterbuch S. 95. — Kunstabteilung der Kriegsmetallsammlung (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 95. — Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung S. 127. — Ausstellung von Flüchtlingsarbeiten (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 127. — Dechant Franz Franzisci S. 128. — Österreichische Balkanexpedition S. 176. — Das serbische ethnographische Museum in Belgrad (Dr. Hans Folnesics) S. 176. — Sammlungen zur deutschen Soldatensprache, von Prof. Dr. John Meier, S. 199. — Die österreichische Balkanexpedition S. 201. — Ausstellung von Volksarbeiten aus den Balkanländern S. 201. — Hofrat K. A. Romstorfer † (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 202.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

1. Dr. Albert Hellwig: Ritualmord und Blutaberglaube. (Dr. Rudolf Trebitsch.)	18
2. Alfred Martin: Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland. (Dr. Rudolf Trebitsch.)	19
3. Innviertler Heimatkalendar auf das Jahr 1915. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	20

	Seite
4. Unser Egerland	20
5. Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	67
6. E. M. Kronfeld: Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben. (Dr. Rudolf Trebtsch.)	96
7. E. Zivier: Neuere Geschichte Polens	97
8. L. M. Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter	97
9. Klo'aner Catechismo vor De Si'ben Kaméün	97
10. Josef Blau: Der Lehrer als Heimatforscher. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	98
11. Soldatengräber und Kriegsdenkmale. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	98
12. Mein Österreich, mein Vaterland. (—ab—)	129
13. Dr. Ludwig Pfeiffer: Die steinzeitliche Muscheltechnik und ihre Beziehungen zur Gegenwart. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	129
14. Karl A. Romstorfer: Der land- und forstwirtschaftliche Bau in Anlage und Ausführung. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	130
15. Dušan Jurković: Slowakische Volksarbeiten. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	130
16. Julius Leisching: Figurale Holzplastik. 2. Band. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . .	131
17. Dr. Oskar v. Hovorka: Geist der Medizin. (Dr. Rudolf Trebtsch.)	131
18. Unser Egerland	178
19. Lautlehre der deutschen Mundart der Gemeinde Běl. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	179
20. Weltkrieg und Aberglaube. Von Dr. Albert Hellwig. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	179
21. Die Kroaten kommen. Von Dr. Milan Kovačević. (—ab—)	179
22. Mythen, Sagen und Märchen vom alten Grenzland am Isonzo. (—ab—)	179
23. Dr. Adolf Vetter: Zur Philosophie der kunstgewerblichen Arbeit	202
24. Karl Bergmann: Wie der Feldgraue spricht	202
25. John Meier: Das deutsche Soldatenlied im Felde	203
26. Ludwig Fischer: Max Höfler. Das Lebensbild eines deutschen Mannes	203
27. A. Maurizio: Verarbeitung des Getreides zu Fladen seit den urgeschichtlichen Zeiten	203
28. Dr. Adolf Helbok: Zur Frage der Museen im Lande	203
29. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde	204
30. Kriegerehrungen. Merkblatt für Gemeinden und Denkmalausschüsse	204
31. S. Seligmann: Die Satorformel (Dr. Rudolf Trebtsch)	204
32. S. Seligmann: Das Siebenschläfer-Amulett (Dr. Rudolf Trebtsch)	205

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht des Vereines für 1914	21
Tätigkeitsbericht des Museums für 1914, erstattet vom k. k. Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt.	26
Philipp Ritter v. Schoeller †	133
Jahresbericht des Vereines für 1915	133
Tätigkeitsbericht des Museums für 1915	136
Ausweis über den Stand des Hausfonds	30, 137
Kassabericht für 1914, erstattet vom Kassier J. Thirring	31
„ „ 1915, „ „ „ „	138
Vereinsleitung	32, 139
Verzeichnis der Stifter, Ehrenmitglieder, korrespondierenden Mitglieder, Korrespondenten und fördernden Mitglieder	33, 140
Verzeichnis der Mitglieder 1915	141
Tauschverkehr und Widmungsexemplare	146
Vereinsnachrichten	34, 67, 100, 147, 179, 206
Museumsnachrichten	35, 68, 100, 148, 180, 206

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Almenwirtschaft und Hirtenleben in der Mährischen Walachei.

Von Dr. Ludomir Ritter v. Sawicki, Krakau.

(Mit 16 Textabbildungen.)

Das Karpatengebirge nimmt an dem Aufbau Mährens einen bedeutenden Anteil, indem es das ganze östliche Drittel dieses Landes von dessen Südgrenze bis an die Nordgrenze mit seinen sanft gerundeten, waldreichen Gebirgswellen erfüllt. Die eigenartige Landschaft, die bisher keinen einheitlichen Namen erhielt, zum größten Teil aber zur Mährischen Walachei gezählt wird, hat noch nicht das Interesse der Geographen und Naturforscher in dem Maße geweckt, wie man es nach dem Reichtum seiner Erscheinungen und nach der Fülle der dort sich bietenden Probleme erwarten sollte.

Aus diesen habe ich versucht, eines herauszugreifen, das wie kein anderes geeignet ist, die Wechselwirkung von Natur und Mensch zu veranschaulichen. Schon seit langer Zeit hat die Volkswirtschaftler, Ethnographen und Linguisten die auffallende Erscheinung des langsamen, aber unaufhaltsamen Absterbens des mährischen Hirtenlebens und der walachischen Schafzucht interessiert; ich bin nun dieser Erscheinung vom geographischen Standpunkt aus nachgegangen, indem ich vor allem versuchte, zu einem Verständnis über die natürlichen Grundlagen dieser Tatsache zu gelangen. Auf diese Weise wollte ich auch einen ersten Beitrag zur Lösung der ganzen, vor kurzem aufgeworfenen Frage nach der geographischen Bedingtheit der Hirtenwanderungen in den Karpaten ¹⁾ liefern.

Die nötige Grundlage für dieses Studium habe ich durch eingehende Begehung des in Frage kommenden Terrains im Sommer 1912 gewonnen; der Verlauf dieser Wanderungen ist auf dem beigefügten Kärtchen (Fig. 1) durch die punktierte Linie angegeben. Dabei habe ich mich des erfahrenen Rates und der liebenswürdigen Gesellschaft einer Reihe von ortskundigen Einheimischen erfreut und möchte ihnen hiefür an dieser Stelle meinen wärmsten Dank wiederholen. Es sind dies vor allem: der Professor Hochwürden E. D o m l u v i l, Mitbegründer und Kustos des walachischen Museums in Walachisch-Meseritsch, der Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Rožnau, Herr V e n c l, der gastfreie Gutsbesitzer O r s z á g V r a n ě o v s k y in Neu-Hrozenkau, der Tierarzt Herr B e r a n e k in Meseritsch, dann Herr B a y e r, ehemaliger

¹⁾ S a w i c k i L.: Wędrowki pasterskie w Karpatach I (Hirtenwanderungen in den Karpaten I), Sprawozd. Tow. Nauk., Warszawa 1912.

Katechet in Rožnau, endlich eine Reihe von Oberlehrern und Lehrern, Herr Kočík in Potetsch, Herr Tomašek in Ober-Bečwa, Herr Juřeň in Bistřitz (Bystřice), Herr Prečín in Groß-Karlowitz, Herr Kynčl in Jassena (Jasená) und andere.

I. Kurze physiogeographische und anthropogeographische Skizze der Mährischen Walachei.

Die Mährische Walachei, zwischen dem March-, Bečwaflusse und der schlesischen und ungarischen Grenze gelegen, ist ein ausgesprochenes Gebirgsland. Die ganze Fläche wird von einem Mittelgebirge eingenommen mit sanft gewellten, aber bis 1000 *m* und darüber reichenden Bergrücken, die mehr oder weniger parallel zueinander von SW nach NE streichen. Neben diesem Hauptstreichen gegen NE, das besonders deutlich bei den südlichen Gebirgsrücken hervortritt, haben die nördlichen Rücken eine mehr östliche Richtung und infolgedessen laufen fast alle diese Gebirgsfalten in der Gegend der Jablunkauer Furche zusammen, wie dies schon Kořistka¹⁾ und in jüngerer Zeit Hanslik²⁾ dargelegt haben. Die Bergrücken haben eine durchschnittliche Höhe von 800 bis 1000 *m*, nur der schlesische Grenzüücken erhebt sich zu durchschnittlich 1000 bis 1200 *m*. Aber ihre Formen sind im allgemeinen weich und sanft, wie es ja überall für die Beskiden charakteristisch ist; ihr paralleler Verlauf erklärt sich aus der geologischen Struktur und der morphologischen Evolution des Landes.³⁾

Die petrographische Zusammensetzung (Flysch), die Höhenverhältnisse (Talböden 300 bis 500 *m*, Gebirgsrücken 600 bis 1000 *m*) und das Klima bringen es mit sich, daß die ganze Mährische Walachei von einer mehr oder minder dicken Verwitterungsrinde bedeckt ist, die allerdings nur dort, wo sie ebenes Gelände bedeckt, ausgedehnten Ackerbau gestattet, an den steilen Gehängen aber nur große Wald- und Weideflächen duldet. Nur stellenweise ist ein bescheidener Ackerbau auch an den Gebirgshängen bis zu 700 *m* möglich und da gestatten die gereiften, sanften Landschaftsformen auch eine Besiedlung dieser Hänge durch einzelne Wirtschaften (Paseken). Sonst jedoch drängen sich die Ortschaften natürlicherweise in den Talfurchen und auf den breiten Talböden zusammen. Besonders die Terrassenreste sind zur Ansiedlung wohl geeignet; die engbodigen Durchbruchstäler und die Quertäler dagegen sind arm an Siedlungen und an Ackerflächen, die Siedlungen erscheinen dort an den Fuß der Gehänge eng zusammengedrängt und die Bevölkerung sucht ihren Erwerb zum großen Teil entweder in der Industrie und im Handwerk oder außerhalb der Heimat. Die Undurchlässigkeit der Flyschgesteine bringt es mit sich, daß es

1) Kořistka: Die Markgrafschaft Mähren. Brünn 1860.

2) Hanslik: Grenzen der Westbeskiden. Mitteilungen des Beskidenvereines 1904.

3) Paul: Das mährisch-ungarische Grenzgebirge. Jahrbuch der K. k. geologischen Reichsanstalt, Wien 1890, 40. — Sawicki: Z fizyografii Karpat Zachodnich (Zur Physiographie der Westkarpaten). Archiwum naukowe, Lemberg, sp. pag. 96/97.

an guten, größeren Quellen, an reichlichem, tieferem Grundwasser überall fehlt, daß hingegen schwache Quellen und spärliches Grundwasser überall vorhanden sind und daher die Ansiedlung des Menschen nirgends vollständig ausschließt, höchstens erschwert. Die nach Regengüssen und infolge der Schneeschmelze sich bildenden Hochwässer sind bekanntlich in den undurchlässigen Flyschkarpaten besonders heftig und bedrohen die an steilen Gehängen gelegenen Fluren wie auch Wohngebäude ebenso wie die im Inundationsgebiete der Talböden gelegenen Felder und Siedlungen.¹⁾ Hingegen ist Feuchtigkeit überall in genügendem Maße vorhanden, um nicht nur Feuchtigkeit liebende Gräser und Feldpflanzen, sondern auch dem Wald, und zwar Hochwald die Existenz zu ermöglichen. Es war auch nach dem übereinstimmenden Urteil der Geschichtsquellen die Mährische Walachei einst mit einem großen undurchdringlichen Walddickicht bedeckt, das erst seit dem 11. und 12. Jahrhundert gelichtet wurde. Die Wälder sind heute auf die Bergrücken zurückgedrängt, haben die Talböden ganz verlassen und sind selbst auf den Gehängen der Täler stark gerodet worden, dehnen sich dagegen auf allen Gebirgsrücken, selbst auf den höchsten aus, da diese Gebirge nirgends die klimatische Baumgrenze überschreiten.

Über die klimatischen Verhältnisse der Mährischen Walachei ist noch sehr wenig bekannt. Als Gebirgsland, das westlichen und südwestlichen Winden ausgesetzt ist und diesen durch seine Längstalfurchen das Vordringen ins Innere erlaubt, hat es ein nicht allzu schroffes Klima. Die Temperaturen im Winter gehen meist nicht sehr tief, obwohl Extreme von -20 und mehr Graden noch angetroffen werden. Doch ist die Temperatur immerhin so niedrig, daß auf den Gebirgen vier bis fünf Monate Schnee liegt, was den hochgelegenen Paseken die wirtschaftliche Arbeit sehr erschwert. Der Niederschlagsreichtum ist im allgemeinen ziemlich groß, 800 bis 900 *mm* werden angegeben, 140 bis 170 Regen- und Schneetage, und es bringen diese hauptsächlich die Westwinde, die etwa 35 Prozent aller Winde ausmachen.²⁾ Einen etwas abweichenden Klimatypus weisen die tief zwischen Gebirgsrücken eingesenkten Täler und Talkessel auf, in denen sich die kalte Luft im Winter ansammelt und so die Wintertemperatur erniedrigt und wo andererseits die Niederschläge im Regenschatten der Gebirge sich vermindern.

¹⁾ Der Kampf mit dem Hochwasser wird von den Menschen hier schon seit langer Zeit mit Energie geführt; nicht nur an der Aufforstung arbeitet man in größerem Stil, auch Flußregulierungen und Talverbauungen sind in der ganzen Mährischen Walachei in Angriff genommen worden. Besonders der Umstand, daß die Bečwa den projektierten Donau-Oderkanal an dessen kritischster Stelle, an der Mährisch-Weißkirchner Wasserscheide, speisen soll, hat zu besonderer Sorgfalt bei den hydrotechnischen Arbeiten gezwungen.

²⁾ Vlastivěda moravská II (55), K r a m o l i š : Rožnovský okres (Der Rožnauer Bezirk). Die Niederschläge wachsen gebirgseinwärts und betragen nach Kaulich in Zlín 760, an der Bečwa 850, an der Ostravica 1170 *mm*.

In dieses feuchte, kühle und unwegsame, von großen Urwäldern bedeckte Gebirgsland drang der Mensch mit seiner Zivilisation erst spät ein. Als natürliche Subökumene war das Gebiet anfangs von der spärlichen Bevölkerung der Ebene gänzlich gemieden; konnte es doch erst durch große Investitionen, schwierige Wegbauten u. s. w. bewohnbar gemacht werden. Im ersten christlichen Jahrtausend haben wir gar keine Anzeichen von einer starken Besiedlung der karpatischen Lande Mährens, ja selbst die mährische Pforte ist noch im 11. und 12. Jahrhundert ein so undurchdringliches Walddickicht, daß die Volksbewegungen nach Schlesien über Grätz (Hradecko) nach Troppau gehen. So kam das ganze Waldgebiet, dessen Wert ein relativ geringer war, in dem man nur Jagd betreiben, etwas Honig und an den zugänglichsten Stellen etwas Holz gewinnen konnte, als Latifundium an verschiedene Herren, hauptsächlich an die Kirche. Erst als in der Ebene sich die Bevölkerung schon stark verdichtet hatte und von der extensiven zur intensiven Wirtschaft überzugehen begann, dachte man daran, die noch ganz unbesiedelten Gebirgsstrecken mit in das wirtschaftliche Leben hineinzuziehen. Die ersten kolonisatorischen Arbeiten nimmt die Kirche auf sich, wie dies unter anderem Válek unlängst des näheren auseinandergesetzt hat. Die Bischöfe von Olmütz sind die ersten, die, nachdem sie große Ländereien aufgekauft, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nach dem Zurückdrängen des Mongoleneinfalles in Mähren und Ungarn das Gebirge zu besiedeln begannen. Diese durch Bischof Bruno eingeleitete erste große Kolonisationsepoche führt vor allem unternehmungslustige Deutsche ins Gebirge, aber nicht in der großen Zahl, wie man früher meinte, sondern neben ihnen auch zahlreiche slawische Ansiedler. Die beiden Völker siedelten sich oft nebeneinander in demselben Tal, aber in verschiedenen Ortschaften an, die erst später miteinander verschmolzen. Natürlich ergriff diese Kolonisationsbewegung vor allem die Talböden, die breiten Terrassenflächen und die sanften Gehängeflanken der Täler. Ihr gingen gewaltige Rodungsarbeiten voraus, die in allen Urkunden der damaligen Zeit besonders hervorgehoben werden. Die dazu nötige Organisation und Energie fanden sich in Mähren früher als in Ungarn und deshalb drangen auch die Ströme mährischer Kolonisten gegen Osten viel früher und weiter vor, als die von Ungarn aus dem Waagtale kommenden Kolonisten gegen Westen vorzustößen vermochten.

Diese große Kolonistenwelle, welche die Karpatentäler überflutete, hatte ausgesprochen bäuerlichen Charakter, das heißt, sie siedelten sich zwecks Feldbaues an. Überall hören wir in den Urkunden von der Urbarmachung des Landes, von den gedrängten, teilweise befestigten Siedlungen, von der Unzugänglichkeit der bewaldeten Höhen, die immer »deserta« genannt werden und noch lange wahre Ödländer darstellten. In dieser ersten Kolonistenwelle ist keine Spur von einem Hirtenvolk und einer Hirtenkultur bisher entdeckt worden.

Allerdings machen die mährischen Geschichtsforscher die polnischen Elemente stutzig, die in der Sprache der walachischen Bevölkerung nachgewiesen worden sind und die, wie wir noch sehen werden, auch in der volkstümlichen Ornamentik, gewissen Sitten etc. nachgewiesen werden können; man könnte diese Einflüsse auf die Zeit zurückführen (11. Jahrhundert), da Mähren zu Polen gehörte, oder aber auch dafür halten, daß sie mit den später hier eindringenden Hirten erst im 15. und 16. Jahrhundert eingeführt worden sind. Doch ist darauf hinzuweisen, daß der Einfluß polnischer Sprache und Kultur ja nicht das Karpatengebirge in Mähren selbst umfaßt zu haben braucht; wenn er in der Niederung auf diejenige Bevölkerung wirkte, die dann später ins Gebirge einwanderte, so mußte er ohnehin passiv in das Gebirge gebracht werden.

Eine zweite Kolonistenwelle kam dann im 15. und 16. Jahrhundert nach der Mährischen Walachei, und zwar, wie es immer mehr den Anschein hat, von Osten und Norden her. Grundsätzlich unterscheidet sich diese Kolonisation von der vorhergehenden in mehrfacher Hinsicht: da die Täler und bequemen Talböden schon alle besetzt waren, siedelten sich die neuen Ankömmlinge vor allem auf den Bergeshöhen und an den Bergflanken an. Dies konnten nur Viehzüchter tun, denn Ackerbau ist noch heute auf den Gebirgshöhen unmöglich und war es in früherer Zeit noch viel mehr. Mit dem Erscheinen dieser neuen Hirtenwelle tauchten in Mähren Sprachformen, Ortsbenennungen, rechtliche Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, überhaupt kulturelle Elemente aller Art auf, die von dem Bisherigen scharf abwichen. Seit langem ist nun ein Streit darüber entbrannt, ob diese neuen Kulturelemente durch eine Kulturübertragung oder durch eine Völkerwanderung zu erklären seien. Diese Frage wollen wir im Späteren eingehend würdigen.

Die Bevölkerung gliedert sich so durch lange Zeit hindurch in zwei Hauptelemente: ein Ackerbau treibendes in den Tälern und ein Viehzucht treibendes auf den Höhen. Erst die starke Verdichtung der Bevölkerung im 19. Jahrhundert trieb die Ackerbauer immer weiter auf die Höhe, zwang sie zu einem wirtschaftlichen Kampf mit den Viehzüchtern, in dem die letzteren unterlegen sind, umsomehr als die immer größere Gangbarkeit des Gebirges, die Schaffung großer Transportwege und neuer Transportmittel die Wälder im Werte steigen ließ und daher den Gedanken nahelegte, die alten Weidegründe, welche die Grundlage für die wirtschaftliche Existenz der Hirten bildeten, aufzuforsten. Auch heute noch sind die Täler gegenüber dem Gebirge stärker bevölkert; die Volksdichte derselben beträgt¹⁾ in den Längstälern 100 (Klobouk), 150 (Wsetiner Bečwa), 230 (Rožnauer Bečwa), während die Bergeshöhen²⁾ 10 bis 25 Bewohner auf den Quadratkilometer zählen. Dieser starke Gegensatz drückt sich auch in den

¹⁾ Sawicki: Rozmieszczenie ludności w Karpatach zachodnich (Die Verteilung der Bevölkerung in den Westkarpaten), mit Karte, Kraków 1910.

Siedlungsformen und in den Wirtschaftsformen aus: hier dichtgedrängte städtische Siedlungen und stark zentralisierte Dörfer mit intensivem Ackerbau, Handwerk und Industrie, dort verstreute Einzelsiedlungen (Paseken) mit einer extensiven Landwirtschaft und vor allem Wald- und Viehwirtschaft. Der Bevölkerungszuwachs geht nicht immer Hand in Hand mit dem Wachsen der Lebensmöglichkeiten, welche die kulturelle Entwicklung bietet; daher weisen diese Karpatentäler eine starke Auswanderung auf, die sich hauptsächlich in die reiche Hanná und andere Niederungen Mährens, aber auch nach Amerika richtet. Eine starke Umprägung der wirtschaftlichen Werte hat der Ausbau eines, wenn auch noch nicht dichten Eisenbahnnetzes in der Mährischen Walachei mit sich gebracht.

Auch die Straßenzüge sind noch nicht allzu dicht. Zwar führen durch alle größeren Täler der Walachei ausgezeichnete Straßen, aber die Gebirge werden nur an wenigen Stellen von denselben übersetzt. Solche Gebirgsstraßen sind: die Straße über den Pindulapaß nach Frankstadt, von Hutisko über den Soláň nach Karlowitz, von Wsetín über Liphthal (Liptál) nach Wisowitz, von dieser über die Dúbrava nach Loučka. Hingegen ist das Netz von kleineren Wegen, Feldwegen und Waldstraßen, ein sehr dichtes und gestattet eine schon ausgiebige Exploitation nicht nur der Ackerfluren, sondern auch der Wälder.

Diese beiden Wirtschaftszweige sind auch heute die wichtigsten Erwerbsquellen der Bevölkerung, denn an Bergbauprodukten ist das Land recht arm: allerdings hat man im Sandstein an manchen Stellen Petroleumspuren gefunden, auch bei Bohuslawitz (Bohuslavice) Probebohrungen gemacht; jüngst wurde bei Krasno nach Kohle gebohrt; aber wirklich ausgenützt konnte bisher nur der quarzhaltige Sandstein werden, der teilweise zur Schleifsteinerzeugung in den Glasfabriken dient (Charlottenhütte bei Hrosenkau [Hrozenkov]). Die sonstigen industriellen Anlagen, die hier wenig zahlreich vorkommen, gründen sich auf den Holzreichtum der Gegend (wie die Fabriken gebogener Möbel von Thonet und Kohn), auf die große Zahl arbeitsbedürftiger Menschen, eventuell auch auf Eigenkonsum der Walachei.

Heute gehört fast die ganze Bevölkerung der Mährischen Walachei zur tschechischen Nationalität und die tschechische Sprache ist auch die herrschende geworden. Die deutsch-tschechische Sprachgrenze weicht unserer Gegend im Norden wie im Süden aus. Es ist eines der wenigen Gebiete, wo das tschechische Volk, das sonst nur in den Zentren der Becken wohnt, in einem peripherischen Randgebiete, in einem Waldgebirge herrschend geworden ist, entgegen den sonst in Böhmen, Mähren und Schlesien beobachteten Verhältnissen. Dies erklärt sich zweifellos dadurch, daß die Tschechen an den Slowaken Oberungarns gleichsam eine schützende Hinterwand hatten; denn die kulturell wenig entwickelten, sprachlich so nahe verwandten Slowaken

deckten ihnen den Rücken und zwangen sie nicht zu Verteidigungsmaßnahmen, die große Summen von Energie verzehrt hätten. Dieses von der äußeren Welt durch lange Zeit wie abgeschnittene Gebirgsland hat auch darin seine konservierende Wirkung gezeigt, daß in der Mährischen Walachei sich nicht geringe Reste der böhmischen Protestanten erhalten haben. Eine Reihe von Gemeinden, besonders um Wisowitz (Visovice) und Wsetín herum, ist bis heute dem Protestantismus treu geblieben und von der Gegenreformation nicht erreicht, respektive nicht überwältigt worden.

Die Siedlungs-, Kultur- und Wirtschaftsformen, die wir in der Mährischen Walachei antreffen, sind im großen und ganzen gleich oder ähnlich den entsprechenden Formen der mährischen Niederung und gehören dem Herd der westeuropäischen Kultur an. Die Abweichungen und lokalen Eigentümlichkeiten sind im allgemeinen leicht aus den besonderen Bedingungen des geographischen Milieus zu erklären. Das Überwiegen der Waldwirtschaft, der extensive Charakter der Landwirtschaft, die schwache Entwicklung der Industrie, die zerstreute Siedlungsform der Gebirgsrücken, die Eigenart der Sprache, der Sitten und Gerätschaften, auch des Hausbaues sind die unmittelbaren Folgen dieser natürlichen Ausstattung des Gebirges, seines Holzreichtums, seiner ungünstigen klimatischen Verhältnisse, seiner Abschließung etc. Nur eine einzige Wirtschafts- und Siedlungsform mutet uns hier eigentümlich an, sowohl deshalb, weil eigentlich für sie die natürlichen Existenzbedingungen fehlen, besonders aber, weil sie in ihrer Form, den mit ihr verknüpften Anschauungen, Sitten, Rechtsverhältnissen und sprachlichen Eigentümlichkeiten als ein fremdes Element zu betrachten ist, das uns an Osteuropa gemahnt, speziell an die östlichen Karpaten, und das offenbar in die Mährische Walachei importiert wurde. Wir meinen die selbständige kleine Vieh-, besonders Schafzucht und das mit derselben verbundene eigenartige Hirtenleben. Dessen eingehender Besprechung wollen wir uns nun zuwenden.

II. Die Almenwirtschaft in der Mährischen Walachei, ihre geographischen, historischen und kulturellen Grundlagen.¹⁾

In diesem natürlichen und kulturellen Milieu entwickelte sich in alter Zeit und erhielt sich in Trümmern bis auf den heutigen Tag ein System von Hirtenwirtschaft, das zu den heute herrschenden Verhältnissen in einem gewissen Gegensatz steht und infolgedessen absterben und verschwinden muß. Denn die Verhältnisse, aus denen sich jenes System ergab, waren nicht von der Art, daß sie beim Höheraufblühen des kulturellen Lebens und bei einer Zunahme der

¹⁾ Vergl. zum Folgenden an vielen Stellen die Kartenskizze (Fig. 1), auf der alle auf meinem Reiseweg besuchten und erkundeten Almhöfen und schafzüchtenden Pässe genau angegeben sind.

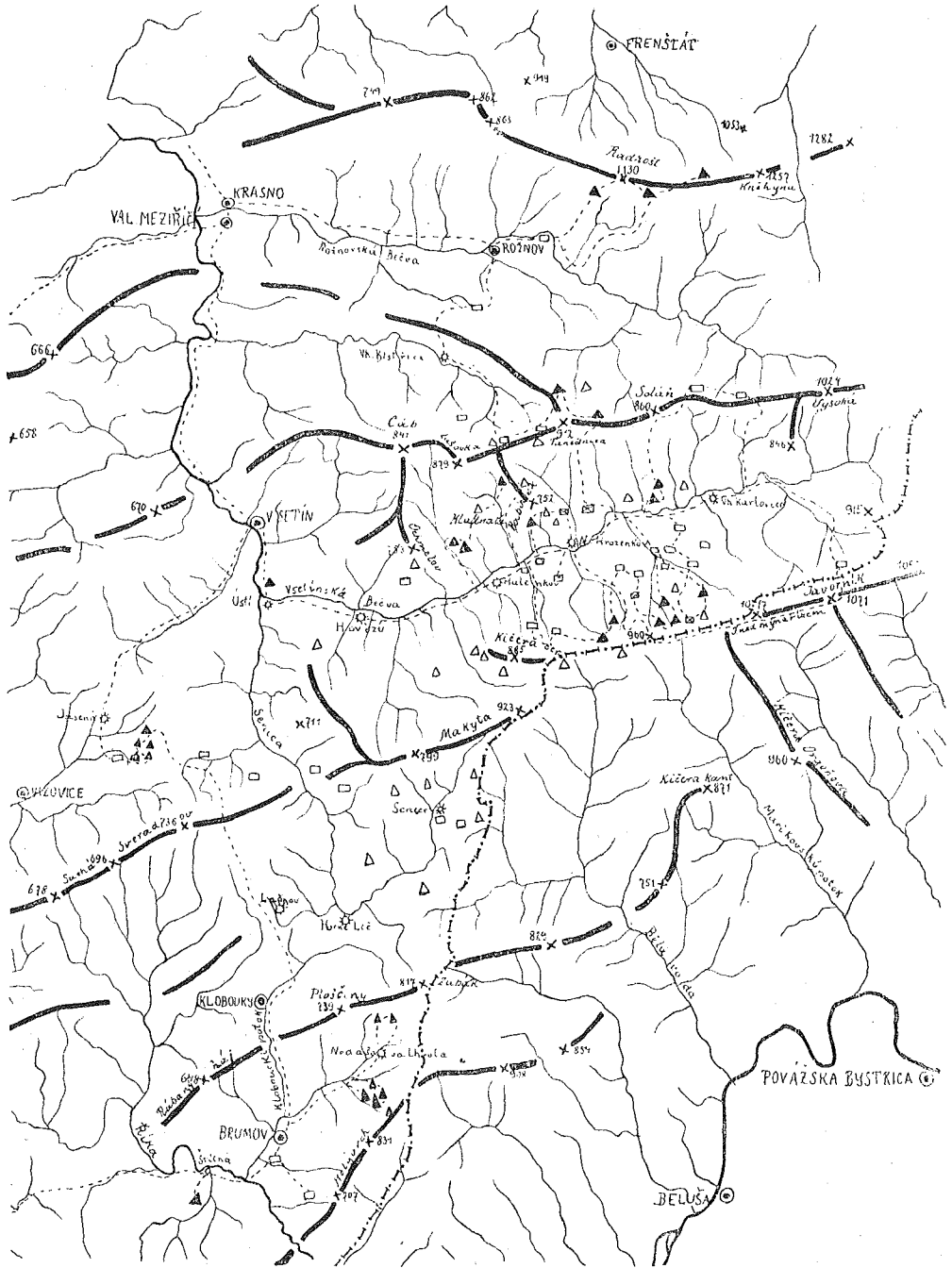


Fig. 1. Die Almen der Mährischen Walachei im Jahre 1912.
Maßstab der Karte: 1:333.000.

Zeichenerklärung.

----- Meine Reiseroute 1912.

▲ Almen, die noch im Jahre 1912 bestanden.

△ Die Lage aufgelassener Almen.

□ Pasken mit intensiver Schafzucht.

⊠ Hofersiedlungen.

Intensität des wirtschaftlichen Lebens nicht großen Veränderungen erliegen mußten. Die Veränderung der natürlichen Verhältnisse hinwieder ermöglichte das Aufblühen andersgearteter Wirtschaftsformen, die langsam, aber sicher das Hirtenwesen, die Almenwirtschaft in den Hintergrund drängen.

1. Die obere Waldgrenze. Die natürlichen Grundlagen, welche das Hirtenleben in alter Zeit in der Mährischen Walachei ermöglichten und die in diesem Sinne bis heute noch bis zu einem gewissen Grad wirken, waren vor allem die niedrige Lage der oberen Waldgrenze, das Vorhandensein hochalpiner Alpenmatten, charakteristische orographische, petrographische und klimatische Verhältnisse, endlich die eigenartige Verteilung der Bevölkerung und Siedlungen. Wir sahen schon im vorigen Abschnitt, daß auf allen Beskidenrücken der Mährischen Walachei sich mehr oder minder ausgedehnte Wiesen und Alpenmatten in einer Höhenlage befinden, in der noch Wälder reichlich existieren könnten, soweit deren Vorhandensein nur von den Temperatur- und Bewässerungsverhältnissen abhängig wäre. Denn gemäß den Ergebnissen floristischer Forschungen in den benachbarten und höheren karpathischen Gebirgen müssen wir annehmen, daß die obere klimatische Waldgrenze in den Westkarpathen ungefähr bei 1450 bis 1500 *m* liegt; es versteht sich von selbst, daß dies nur eine Mittelzahl ist, von der nicht geringe Abweichungen im positiven und negativen Sinn vorkommen, entsprechend den lokalen Verhältnissen der Exposition, Bewässerung, Wolkenbildung etc.

Auf Grund dieser Erwägungen ist anzunehmen, daß keiner von den Rücken und Gipfeln der Mährischen Walachei an die eigentliche klimatische Waldgrenze heranreicht. Wenn wir nichtsdestoweniger finden, daß an vielen Stellen die Wälder unterhalb der Gipfel aufhören, so müssen wir uns nach anderen Gründen umsehen, um diese lokale Herabdrückung der oberen Waldgrenze zu erklären. Wandert man über die Rücken der weißen Karpathen, so merkt man oftmals, einen wie großen Einfluß auf die Verteilung des Waldkleides der Wind hat; dort, wo die herrschenden Winde mit großer Wucht an die Gebirgshänge anprallen, dort verschwinden die Wälder und flüchten sich hinter Nebenrücken und hinter die Gipfel in den Windschatten. Die höchsten Baumreihen sind überall durch den Wind stark deformiert, die Äste wachsen auf einer Seite, und zwar nur auf der dem Winde abgekehrten, so daß die nur einseitig, asymmetrisch sich entwickelnden Bäume Windfahnen genannt werden können. Überdies sehen wir, daß die Bäume, welche den höchsten Waldgürtel in der Mährischen Walachei zusammensetzen, oft verkümmerte und verkrümmte, zwerghafte Formen annehmen und so klar beweisen, wie schwere Folgen der Kampf ums Dasein bei den ungünstigen natürlichen Lebensbedingungen für sie nach sich zieht. Zu diesen letzteren gehört nicht nur die starke Wirkung der Winde, welche mit

ungehemmter Kraft über die gleichmäßig hohen Beskidenrücken dahinbrausen, sondern auch die oft unfruchtbare und undurchlässige Bodenkrumme. Sowohl dort, wo Flyschschiefer an die Oberfläche treten, wie auch überall dort, wo Sandsteine den Verwitterungsschutt zum größeren Teil zusammensetzen, bildet sich eine Verwitterungskruste, die so dünn und so arm an Humus ist, daß sie zur Ernährung hochstämmiger Bäume eben nicht ausreicht. Überdies stellen diese Bodenarten auch ein ungünstiges Terrain für natürliche und künstliche Bewaldung wegen ihrer hydrologischen Eigenschaften dar. Denn diese undurchlässigen Bodenarten sind bei sanfterer Neigung der Gehänge allzu feucht, bilden auch Sümpfe und Hochmoore und bedecken sich mit einem dicken Mantel saurer Gräser und Moose. Ist hingegen der Boden stark geneigt, dann fließt das Regenwasser an ihnen schnell ab, so daß die Böden im allgemeinen allzu trocken werden und nur eine sehr bescheidene steppenartige Vegetation zu ernähren imstande sind.

Diese ungünstigen natürlichen Lebensbedingungen mußten, wenigstens lokal, die obere Waldgrenze in der Mährischen Walachei herabdrücken. Aber in viel größerem Maße hat dies der Mensch durch unvernünftiges Roden der Wälder,¹⁾ besonders in früheren Jahrhunderten, getan. Angefangen vom 13. Jahrhundert, als Přemysl Ottokar II. große Teile der Mährischen Walachei (Flußgebiet der Rožnauer Bečwa und der Juhýňa) dem im Jahre 1281 verstorbenen Bischof von Schaumburg zu Lehen gab, bis in die Gegenwart hinein, wo die großen Güter der Kinskýs und anderer in die Hände Poppers und großindustrieller Institutionen (Guttman, Rothschild, Wittkowitz Gewerkschaft, Ratimower Genossenschaft etc.) übergingen, hat man oft in allzu großem Maßstabe Wälder gerodet.

In den ersten Jahrhunderten einer etwas intensiveren Besiedlung der Walachei ging diese Waldrodung allerdings langsam vonstatten, vor allem wegen des Mangels an entsprechenden Wegen und Mitteln, um das Holz aus dem Gebirge in die Vorlande zu transportieren und von dort zum Verkauf in die Ebene zu bringen. Die Holzpreise standen damals so niedrig, daß die Mühe der Rodung und des Transports der hohen Gebirgswälder sich nicht lohnte. Damals bereitete auch der Großgrundbesitz den Bauern keine großen Schwierigkeiten, wenn diese an die Rodung der Wälder auf den Bergrücken sich machten, um Weiden für Rinder und Schafe zu schaffen. Denn der dadurch angerichtete Schaden war gering oder fast Null; so erklärt es sich, daß man lange Zeit hindurch nicht energisch gegen die Hirten auftrat, die das Holz für die Watra aus den herrschaftlichen Wäldern nahmen und auf deren Kosten den Weidegrund erweiterten. Auch gab man sich nicht allzuviel Mühe, den allgemein geübten Holzdiebstahl in den

¹⁾ Einige Details zu dieser Frage bringt: Zámečnick Ant.: Dřevařství na Valašsku (Die Holzwirtschaft in der Walachei), Sborník Mus. Spol. ve Valašském Meziříčí, No. 13, 1907, p. 48.

herrschaftlichen Wäldern zu ahnden; angesichts des geringen Wertes des Holzes war ja der angerichtete Schaden nicht groß. In den späteren Zeiten, als in der Mährischen Walachei ein engeres Netz von guten Wegen geschaffen wurde, als in vielen der Gebirgstäler eine kleine Industrie, vielfach in der Form von Hausindustrie (Eisenarbeiten, Schnitzerei, Glashüttenindustrie) sich entwickelte, hauptsächlich zu dem Zwecke, um die bisher wertlosen Holzreichtümer an Ort und Stelle zu verwerten, machte das planmäßige Roden der großen Wälder schon bedeutende Fortschritte. Endlich im 19. Jahrhundert, als man in den Tälern der Bečwa und Olšava Eisenbahnen baute und auf diese Weise ausgezeichnete Transportmittel zur Fortschaffung großer Holz mengen gewann, schritt das gewinnstüchtige Schlagen der Waldungen so rasch vorwärts, daß in den jüngsten Zeiten vielfach auch Waldungen, die mit Rücksicht auf den Niederschlagsabfluß und Schneeverwehungen bewahrt werden sollten, vernichtet wurden. Dem arbeitet erst die junge, staatliche Aufforstungsaktion entgegen.

2. Die Alm wiesen. Auf all den Bergrücken und Gehängen, wo von Natur, sei es mit Rücksicht auf den stark wehenden Wind, auf die unfruchtbare Bodenkrume oder auf die allzu große oder allzu geringe Bodenfeuchtigkeit, der Wald nicht zu gedeihen vermag, weiters überall dort, wo der Wald niedergeschlagen wurde und von einer Ackernutzung nicht die Rede sein kann, dehnen sich weithin Wiesen und Alpenmatten aus, bei der Ortsbevölkerung *javoryny* geheißen. Diese Alpenmatten finden sich in der verschiedensten Lage und Höhe und haben daher je nachdem etwas abweichende Eigenschaften. Wir unterscheiden Rückenweiden auf den im allgemeinen leicht gewellten Bergrücken; sie sind meist feucht und weisen reichlichen Pflanzenwuchs auf. Die zweite Gruppe stellen Gehängeweiden dar, die meist steinig und trocken sind und daher nur sehr spärlichen Pflanzenwuchs besitzen. Endlich Talweiden auf den nicht allzu feuchten Talböden mit saftigem und reichlichem Pflanzenwuchs. Von diesen drei Gattungen von Alpenwiesen sind für die Almenwirtschaft die geeignetsten die Rückenwiesen, hauptsächlich deshalb, weil ihre weichen morphologischen Formen ein sehr bequem gangbares Terrain darstellen. Die Reife und Sanftheit der Landschaftsformen der Beskidenrücken ist eine der Hauptgrundlagen der Almenwirtschaft in Mähren.

Aus dem Obigen ergibt sich, daß weder die oberen noch die unteren Grenzen der Almenwiesen klimatisch vorbedingt sind. Die niedrigsten Wiesen, auf denen sich Almenwirtschaft noch erhalten hat, fand ich an den Gehängen der Lijsá, gegenüber Ústí, im Tale der Hrozenkauer Bečwa in der Höhe von 400 bis 500 *m*. Die höchsten Alpenmatten finden sich auf der Tanečnica, nördlich von Neu-Hrozenkau, in der Höhe von 850 bis 900 *m*. Es kann also keine Rede sein von einem selbständigen »Gürtel der Alpenmatten«, der etwa über dem Waldgürtel gelegen wäre, sondern die Wiesen, auf denen das mährische Hirtenleben heute

noch sich entwickelt, finden sich durchmischt mit Wäldern und Äckern in einem und demselben Höhengürtel. Nicht das Klima, sondern die Wirtschaftsstufen entscheiden über deren Existenz — und die natürlichen Verhältnisse, wie die Beschaffenheit der Bodenkrume, die Art der Bewässerung und des Klimas beschleunigen oder verlangsamen nur in den einzelnen Gebieten den Übergang von den älteren Wirtschaftsformen der Viehzucht zu den neueren des Ackerbaues. Bei der heute aufblühenden Zucht von Haustieren macht man Anstrengungen, die ärmlichen Almenweiden in Mähwiesen umzuwandeln, indem man sie mit natürlichem und künstlichem Dünger befruchtet, im Frühjahr das unter dem Schnee vertrocknete Gras abbrennt, die Wiesen vor Verwitterung schützt und mit besseren Grasarten besät. Dadurch verliert die Almenviehzucht fortwährend an Fläche.

3. Extensität der Viehwirtschaft. Die wichtigste Eigenschaft der Hirtenwirtschaft ist ihre Primitivität und ihre Extensität. In den Zeiten, als die ganze Mährische Walachei schwach bevölkert war, als die Dörfer sich nur auf dem eigentlichen Talboden fanden und die Gebirgsrücken in ihrer Gänze unbewohnt waren, konnte keine Rede von einer intensiven Ausnützung der Gebirgslandschaft sein. In diesen großen Subökumenen hatte das Wirtschaftsleben ausgedehnte Flächen zur Disposition, aber wenig menschliche Hände zur Arbeit. Hier konnte nur eine extensive Wirtschaft rentabel sein, der es nicht so sehr um möglichst hohe Gewinne von kleinen Flächen, als um eine leichte Ausnützung großer Flächen zu tun war. Man mußte sich mit einem kleinen Gewinn von der Flächeneinheit begnügen; bei der Weiträumigkeit des Landes lohnte sich aber auch dieser. Die Ausnützung der Holzschätze an Ort und Stelle zur Befriedigung des lokalen Bedarfes (Industrieanlagen und Brennholz) und die großräumige Hirtenwirtschaft, das waren die einzigen Formen des wirtschaftlichen Lebens, welche den natürlichen Lebensbedingungen, der Volksdichte und der Stufe des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens entsprachen. Damals entwickelte sich in einem unteren Gürtel bei größerer Volksdichte und relativ zahlreichen, ständig bewohnten Siedlungen auf dem Grunde der größeren Täler ein immer intensiver sich gestaltender Ackerbau; in einem höheren Gürtel von Wäldern und Wiesen jedoch blühten nur extensive Wirtschaftsformen. Dort legte man lockere und kleine Ortschaften an, zahlreiche nur im Sommer bewohnte Siedlungen. Die Bevölkerung aber arbeitete nur in der Forstwirtschaft und im Hirtenwesen. Wie ausgebreitet die Viehzucht im Hochgebirge noch in nicht ferner Zeit war, beweist der Umstand, daß die noch lebenden alten Hirten von drei Gemeinden (Karlowitz, Hrozenkau und Halenkau) im obersten Beckenwale sich an dreißig große Almenhütten erinnerten, von denen jede drei- bis viermal größer war wie die größte der heute existierenden.

4. Die Hochgebirgskolonisation. Hand in Hand mit der immer schneller vorwärtsschreitenden Verdichtung der Bevölkerung

auf dem Grunde der karpatischen Täler begannen sich einzelne Wellen von bäuerlichen Kolonisten über die Gebirgshänge auf die Rücken hinaufzudrängen. Diese Kolonisation der Berghänge setzte in der Mährischen Walachei im 18. Jahrhundert ein, entwickelte sich aber in größerem Maßstabe erst im 19. Jahrhundert. Die meisten tief im Gebirgsland gelegenen Talsiedlungen entstanden erst in den jüngsten Jahrhunderten (Groß-Karlowitz 1711, Ober-Bečwa 1610, Hutisko 1659) und haben bis heute viele Eigentümlichkeiten von jugendlichen Siedlungen. Sie umfassen nämlich große Flächen (60 bis 70 km^2), indem sie die ganzen Quellgebiete einzelner Flüsse einschließen. Das Zentrum der Siedlung ist meist eine nur kleine Häusergruppe, bestehend aus der Kirche, dem Pfarrhaus, der Schule, dem Wirtshaus und einigen Hütten mehr, hingegen ist die übrige Bevölkerung auf dem ganzen Gebirgsterrain in lose zerstreuten Hütten, die zahlreiche Weiler bilden, verteilt.

5. Die Paseken. Überall kann man leicht feststellen, wie diese Einzelhütten und Weiler an den Hängen langsam empor klimmen: die obere Grenze der Dauersiedlungen verschiebt sich so langsam, aber stetig aufwärts. Heute konzentriert sich diese Kolonisation hauptsächlich in dem Gürtel zwischen 600 und 700 *m*. Man nennt diese Hütten hier allgemein Paseken (dieses Wort kommt von *sekati* = aushauen, also Wälder schlagen, und deutet somit schon auf die Art und Weise, wie diese Kolonisation Boden gefaßt hat). Jede Paseke setzt sich zusammen aus einem Wohngebäude und einigen meist losen Wirtschaftsgebäuden. Da diese Hütten größtenteils an Stelle gerodeter Wälder entstanden, so ist sowohl das Baumaterial wie auch das zum Dachdecken verwendete vor allem Holz. Die Details der Ornamentik und des Stils erinnern manchmal lebhaft an die Hütten der schlesischen und polnischen Gebirgsbewohner: einzelnes davon mag unter dem Einfluß ähnlicher Lebensbedingungen entstanden sein, anderes wieder weist auf eine Wanderung von Kulturelementen aus dem Osten nach dem Westen hin. Das große Problem, ob dies durch eine Übertragung von Kulturerrungenschaften oder durch eine Wanderung von Volkselementen zu erklären ist, werden wir später noch eingehender berühren.

Das wirtschaftliche Leben auf den Paseken (*hospodárstvo pasekové*) weist einige Eigentümlichkeiten auf, welche es, ähnlich wie die Gebirgsdörfer, als jugendliche Erscheinungen charakterisieren: vor allem ist dieses Leben noch nicht differenziert. Es umfaßt alle Zweige der Bodenwirtschaft, also sowohl Ackerbau wie Viehzucht und Forstwirtschaft. Wir finden ebenso schon in den Paseken neben der Zucht von Rindvieh und Pferden auch die von Schafen und Ziegen. Doch werden hier diese Tiere über Nacht in Stallungen gehalten und bleiben nicht den ganzen Sommer über in den Almenwirtschaften unter freiem Himmel. Das topographische Aussehen jeder Paseke entspricht den

Verhältnissen eines frisch kolonisierten Landes: die Hütte liegt also ungefähr im Zentrum der Besetzung, ist rings von dazugehörigen, nach außen wachsenden Äckern, Wiesen und Wäldern umgeben. Man kann dies oft in der Natur direkt beobachten, wenn man von einem Berg- rücken auf den gegenüberliegenden Berghang blickt. Da erscheint der Wald, der ursprünglich den ganzen Hang bedeckt, gleichsam durch- löchert von gerodeten Flächen, die meistens abgerundet sind und in ihrem geometrischen Zentrum eine Paseke aufweisen. Je dichter die Kolonisation und je weiter vorgeschritten sie ist, um so mehr nähern sich die einzelnen Paseken einander, die Waldgürtel, welche sie trennen, verengen sich und verschwinden schließlich ganz. Man kann hier nicht selten den historischen Prozeß auf einer photo- graphischen Platte erfassen.

Eines der schönsten Beispiele für solche Pasekenkolonisation sind die sogenannten oberen und unteren Rožnauer Paseken (Paseki Dolní, Horní), welche in der Zahl von fast 200 die Hänge der Berge Chlacholov und Chlumchálky zwischen den Bächen Vermiřovský, Kanf und Sladský bedeckt haben. Die ältesten dieser Paseken entstanden erst im 18. Jahr- hundert, denn die Rožnauer Bürger hatten bis dahin genügend Platz im Tal. Später jedoch, als infolge des Niederganges der Hausindustrie im 19. Jahrhundert ein großer Teil der Bevölkerung gezwungen wurde, seinen Erwerb in anderer Richtung zu suchen, da trennten sich die jüngeren Söhne von der väterlichen Wirtschaft und gründeten auf frisch gelichtetem Waldgrunde neue Pasekenwirtschaften. In einigen Gegenden, die weiter nach Westen vorgeschoben sind, ist allerdings diese Kolonisation schon etwas älter.

Die niedrigsten der Paseken trifft man noch auf dem Grunde der Haupttäler, das heißt in einer Höhe von 350 bis 400 *m*. Die höchsten hingegen trifft man schon auf dem Hauptrücken der Beskiden an: nur auf dem Javorníkrücken gibt es keine. Die Ursache hievon ist jedoch nur der Umstand, daß dieser Rücken ganz in herrschaftlichem Besitz sich befindet.¹⁾ Doch auf der Tanečnica zum Beispiel fand ich sie schon in 800 bis 850 *m* (Léščí), also auf dem Hauptrücken selbst. Merkwürdigerweise erhalten sich diese Paseken in einem tieferen Gürtel auf dem mährisch-schlesischen Bergrücken, wo die höchsten (Valchařovy paseky) am Radhošť in 730 bis 750 *m* gelegen sind. Der vertikale Gürtel, in welchem wir also als Hauptsiedlungsformen die Paseken finden, umfaßt Höhen zwischen 350 und 750 *m*, folglich fast das ganze Gebirgsterrain der Mährischen Walachei. Im einzelnen können wir, je nachdem es sich um Hang- oder Rückensiedlungen handelt, Hang- oder Rückenpaseken unterscheiden; obwohl beide Typen oft nebeneinander vorkommen, überwiegt doch in einzelnen

¹⁾ Ich kenne nur ein einziges Beispiel, wo aus einem einstigen Salasch eine aller- dings sehr hochgelegene Paseke entstanden ist, nämlich die Paseke Na Kasárni in Karlowitz, die 950 *m* hoch, also nur 30 bis 50 *m* unter dem Hauptrücken liegt.

Gegenden die Rückensiedlung (Hrozenkau), in anderen die Hangsiedlung (Ober- und Unter-Bečwa).

Eine merkwürdige Übergangsform zwischen Paseken und Salašen bilden die nur im Sommer bewirtschafteten hochgelegenen Paseken reicher Talbauern, die vollständig eingerichtet und ausgebaut sind wie eine normale Paseke, jedoch im Winter von den Bewohnern verlassen werden, die die Wirtschaft sperren und mit dem Vieh und dem wertvolleren Hausrat ins Tal hinabziehen.

In den Paseken wohnt eine viel ärmere Bevölkerung als in den Taldörfern: sie mußte sich ja auch mit einem in pedologischer und klimatischer Hinsicht viel ungünstigeren Gebiet begnügen und ist ja nur infolge der Übervölkerung aus den Tälern hinausgedrängt worden. Je höher die Paseken liegen, desto ärmer ist im allgemeinen die Bevölkerung, desto kleiner die Hütte, desto schlechter der Ackerboden: die Paseke schrumpft schließlich zur Hofersiedlung ein, die meist auf dem Grunde eines reicheren Bauern sich findet.

6. Die Hofer. Die Hofer (Aftermieter, die man auch als Inleute bezeichnen könnte) sind also gedungene Arbeiter, welche in einer durch den Eigentümer des Grundes erbauten Hütte wohnen, einen Teil der Äcker ihres Herrn bebauen und meist auch dessen Vieh Sommer über hüten. Das sind also Ackerbauer und Hirten in einer Person, welche in schwer zugänglichen Gebieten auf den schon von den Talsiedlungen entfernten Berghängen auf fremdem Grund ungefähr in derselben Weise arbeiten, wie die Paseker auf eigenem. Die Hütten dieser armen Bevölkerung sind ungeheuer bescheiden; ihre Größe beträgt selten mehr als 5 bis 6 m im Quadrat und das Innere besteht meist nur aus einem 3 bis 4 m^2 großen Flur und einer einzigen 12 bis 16 m^2 großen Kammer, die gleichzeitig als Küche, Schlaf- und Wohnraum dient.

Die Familie eines Hofers teilt sich in die Arbeit gewöhnlich in der Weise, daß der Vater Ackerbauer, die Kinder Hirten sind und die Mutter sich der Wirtschaft, dem Melken und der Käsebereitung widmen muß. Milch und Käse müssen im Sommer täglich den Grundbesitzern zugestellt werden. Diese charakteristische Arbeitsteilung, eine gewisse Intensität der Wirtschaft und die Kombination des Ackerbaues mit der Viehzucht bringt es mit sich, daß die wirtschaftliche Exploitation sogar entfernter und ungünstiger Gebiete sich noch rentiert; denn die Bewirtschaftung solcher orographisch und klimatisch benachteiligter Flächen, die überdies meist einige Stunden vom Dorf entfernt sind, mußte ohne Vermittlung dieser Pächter angesichts der teuren Arbeitslöhne unbedingt zur extensiven Wirtschaft führen, bei der sich der Ackerbau nicht lohnen konnte.

7. Genetische Verwandtschaft der Paseken, Hofer und Almen. Hinsichtlich der geographischen Verteilung gibt es keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen Paseken und Hofer. Der

Unterschied besteht nur in der Wohlhabenheit und in der rechtlichen Grundlage der Wirtschaft. Die Paseker bearbeiten Stücke des parzellierten Großgrundbesitzes, die Hofer pachten Grundstücke von reichen Bauern. In demselben Höhengürtel zwischen 350 bis 900 *m* treffen wir nebeneinander die eine und die andere Siedlungs- und Wirtschaftsform. Ihre Verwandtschaft beruht übrigens nicht nur auf der ähnlichen geographischen Lage und einer ähnlichen Wirtschaftsweise. Sowohl die eine wie die andere Siedlungsform entstand aus einer und derselben Urform, das ist aus dem Hirtensalasch, in der Absicht, die gegebenen natürlichen Bedingungen besser auszunützen. Dies erkennen wir sowohl an den äußeren Eigentümlichkeiten der drei Siedlungsarten wie auch an den Lebens- und Wirtschaftsgewohnheiten ihrer Bewohner.

8. Ihre vertikale Verteilung. Vor allem ist daran festzuhalten, daß die nicht mehr zahlreichen, noch bis heute erhaltenen Hirtensalaschen der Mährischen Walachei zwar in der Regel an und über der oberen Grenze der Dauersiedlungen liegen, also in 500 bis 900 *m*, daß wir aber auch einzelne in tieferen Lagen bis zu 600 *m*, ja selbst bis zu 350 *m* antreffen.¹⁾ Der erste Umstand erklärt sich ganz leicht dadurch, daß die intensive moderne Kultur aus den Tälern gebirgsaufwärts wandert und eben noch nicht überall bis auf die beskidischen Gebirgsrücken selbst vorgedrungen ist. So sind hier geradezu einzelne Hirtensalaschen noch verschont geblieben als letzte Zeugen einer vergangenen Epoche extensiver Kultur. Die zweite Tatsache jedoch legt die Annahme nahe, daß einst der ganze heute von Paseken und Hofern eingenommene Gürtel ausschließlich zur Wirtschaftssphäre der Hirtensalaschen gehörte, wengleich wir heute hier nur ausnahmsweise und in anormalen Verhältnissen noch Salaschen antreffen. In manchen Fällen erhält sich sogar in der Tradition der heute die Paseken- und Hoferhütten bewohnenden Bevölkerung die Überzeugung, daß ihre Siedlungen an der Stelle der alten Salaschen entstanden sind.

9. Ihr Grundriß. Manchmal haben die Holzhütten der Hofer noch in ihrer Architektur, in der Verteilung von Flur und Kammer Eigenheiten, die lebhaft an die Hirtensalaschen gemahnen. Als Beispiel füge ich hier (Fig. 2) die Grundrisse des Salasch auf der Černáhora unter dem Radhošť (*a*), der Hütte des Jan Pekař, vulgo Knebel am Babínek in Neu-Hrozenkau (*b*), wo noch heute Schafzucht getrieben wird, endlich eines zweiten Hofersalášnik, des Tomáš Ország im Tale Radkov (Neu-Hrozenkau) (*c*) bei. Daraus ergibt sich klar, daß die Hoferhütte eine weitere Entwicklungsstufe der Salaschen ist, indem

¹⁾ Von den 40 mir bekannten Salaschen der Mährischen Walachei liegen im Höhengürtel

300—400,	400—500,	500—600,	600—700,	700—800,	800—900,	900—1000,	1000—1100 <i>m</i>
3	8	9	11	3	3	1	2

der Speicher des Salasch (komornik) in die Hausflur verwandelt wird und infolgedessen der Haupteingang nicht direkt ins Wohnzimmer, sondern durch die Flur geführt wird. Manchmal, wie Figur 2 c zeigt, wird von der Flur noch eine besondere Aufbewahrungskammer abgetrennt, in anderen Fällen wieder, Figur 2 b, an den Wohnraum angebaut. Vor allem jedoch weist auf die Verwandtschaft beider Siedlungsformen die Tatsache hin, daß selbst auf den Paseken und bei den Hofern trotz mancher Schwierigkeiten die Schafzucht noch nicht völlig aufgegeben wurde, daß man noch immer, wie auf den Almenhütten, in charakteristischer Weise die Düngung durch das Verschieben des Košár vornimmt, daß man täglich den Schafkäse bereitet und anderes mehr.

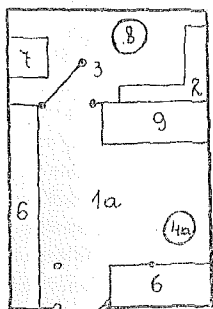


Fig. 2a

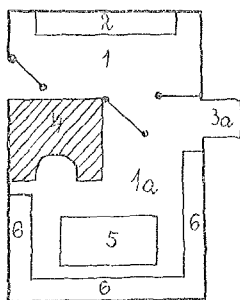


Fig. 2b.

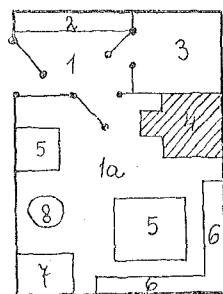


Fig. 2c.

Fig. 2.

a) Grundriß des Salasch auf der Černáhora unter dem Radhošt. b) Hütte des Jan Pekař am Babíněk in Neu-Hrozenkau. c) Hofersalášnik im Tale Radkov.

Erläuterung der Ziffern:

1 Flur.	3a Vorratskammer.	6 Bank.
1a Kammer	4 Herd.	7 Truhe.
2 Abstellbänke.	4a Watra.	8 Putyra.
3 Komornik (Speicher).	5 Tisch.	9 Schlafstelle.

10. **Schlußfolgerungen.** Wir haben in Kürze darzustellen versucht, inwieweit die Entwicklung der Almenwirtschaft in der Mährischen Walachei noch heute in den natürlichen und kulturellen Verhältnissen des Landes begründet ist. Wir sehen, wie fast nirgends mehr Platz vorhanden ist, wo nicht eine andere, lohnendere Form extensiver Wirtschaft (Forstwirtschaft) oder selbst eine intensivere Bodenkultur (Ackerbau) möglich wäre. So erklärt sich in natürlicher Weise der Verfall der Almenwirtschaft in Mähren, von dem wir noch eingehend sprechen werden. Wir sehen weiter, wie die natürlichen Lebensbedingungen in früheren Zeiten gerade dieser Wirtschaftsform günstig waren. Endlich erkannten wir, wie noch heute der Prozeß der Verdrängung der Almenwirtschaft durch die rasch wachsende Bevölkerung und die steigende Kulturintensität vor sich geht, so daß das Bild, welches die Almenwirtschaft darbietet, sich von Jahr zu Jahr zusehends ändert. Nur eine gleichmäßige Berücksichtigung der natürlichen und kulturellen Bedingungen und des geographischen Milieus kann

uns die heutigen Zustände erklären. Inwieweit auf diese Entwicklung auch ethnische und politischsoziale Kräfte eingewirkt haben, wollen wir noch auseinandersetzen. Inzwischen gehen wir an die Beschreibung der heutigen Formen der Almenwirtschaft der Mährischen Walachei.

(Schluß folgt.)

II. Kleine Mitteilungen.

Zu dem Lied „Prinz Eugenius“.

Bürgerschuldirektor Domitius Stratil hat im Märzheft der Monatsschrift „Der Böhmerwald“ (VI, 3., 1904) eine Erzählung „Prinz Eugenius“ veröffentlicht, im gleichen Jahre als Sonderabdruck herausgegeben und 1905 seiner Sammlung „Böhmerwaldgeschichten“ einverleibt. — In dieser Erzählung gibt er den Inhalt einer alten Handschrift „Schicksale und Abendtheyer des Michel Mages, emeritierten kays. Corporals und Schullehrers zu K. .“, und zwar „aus dem Gedächnisse“ wieder, woraus hervorgehen soll, daß der Böhmerwäldler Mages im Jahre 1688 vor Belgrad die ersten sieben Strophen des Prinz Eugen-Liedes gedichtet habe, während die achte und neunte Strophe später von Georg Magerl, auch einem Böhmerwäldler, hinzugedichtet worden wäre. Dieser Handschrift lägen drei von Stratil im Wortlaut mitgeteilte an Mages von ehemaligen Kameraden gerichtete Briefe bei. — Stratil gibt diesen Bericht in der Form einer Erzählung und flicht Gespräche von Prinz Eugen mit Mages und anderen Soldaten ein. Der Bericht, die Gespräche sowie die Briefe geben sofort den Eindruck des Erfundenen. Man müßte daraus auch folgerichtig schließen, daß die genannten Verfasser des Prinz Eugen-Liedes erfunden seien. Stratil aber gibt genaue Daten und Jahreszahlen und schließt mit den Worten: „Die volkstümlichen Wendungen weisen deutlich darauf hin, daß die Wiege des Sängers im Böhmerwald gestanden ist . . . Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diese wissenschaftliche Folgerung populär zu gestalten“ (Böhmerwald VI, S. 117). Darum scheint es vielleicht begreiflicher, daß Leser dieser Erzählung das Vorgebrachte für geschichtliche Zeugnisse und Tatsachen ansehen konnten. So hat A. J. in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ (VI, S. 131 f., 1904) die geschichtlichen Ergebnisse aus dem genannten Aufsatz gezogen und M. T. in der Besprechung der „Böhmerwaldgeschichten“ (Deutsche Arbeit V, 2, S. 356) darauf aufmerksam gemacht, daß Stratil einen deutschböhmisches Dorfschullehrer als Verfasser des genannten Liedes „nachgewiesen“ hat. Vergleiche auch diese Zeitschrift XX, S. 158 f.

Um diese unrichtige Auffassung, die zweifellos schon weite Kreise gezogen hat, zu berichtigen und um zu verhindern, daß sich diese Folgerungen nicht zu sehr „populär gestalten“, sei folgendes gesagt: Die Mitteilung Stratils ist eine in allen Einzelheiten von ihm erdichtete Erzählung. Prof. Dr. Johannes Bolte erklärt in dem vor einigen Monaten erschienenen „Jahresbericht für germanische Philologie“, 26. Jahrgang, II. Teil, S. 77, daß ihm Stratil auf eine Anfrage „brieflich versichert hat, daß seine Erzählung lediglich eine dichterische Fiktion sei“.

Prof. Dr. A. Hauffen (Prag).

(„Deutsche Arbeit“, 6. Jahrg., 139.)

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Dr. Albert Hellwig: Ritualmord und Blutbergglaube. Verlag von J. C. C. Brunns, Minden in Westfalen.

Der Verfasser stellt vor allem fest, daß man unter einem Ritualmord die Tötung eines Menschen von Seite eines Juden auf Grund religiöser Satzungen versteht. Er gibt sich die Mühe, sämtliche derartige Prozesse seit dem Jahre 1475 bis zum heutigen Tage

mit Zuhilfenahme des Aktenmaterials kritisch zu überprüfen. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß sich diese Anschuldigungen gegen den betreffenden in diesem Sinne angeklagten Juden einer unparteiischen Kritik gegenüber als haltlos erweisen. In der Bibel sei sogar der Genuß tierischen Blutes im dritten Buche Moses an mehreren Stellen ausdrücklich untersagt; diese Flüssigkeit werde hier, wie bei so vielen Völkern, als Seelensitz betrachtet. Die Zeugenaussagen und die Sachverständigengutachten, die die Ritualmordbeschuldigung stützten, seien zum Teil bewußt, aus Gehässigkeit, unrichtig ausgefallen oder unbewußt, unter dem suggestiven Einfluß des Blutmärchens, irregeleitet worden. Auch den hie und da erfolgten Geständnissen des Angeklagten wohne keine Beweiskraft inne, da sie nur unter den Qualen einer Folter oder den Martern eines endlos langen Verhörs erzielt worden seien. Allerdings finden sich im Talmud Stellen, aus denen hervorgehe, daß gewisse Krankheiten durch Blut von Tieren zu heilen seien. Der Autor führt nun derartige Vorkommnisse bei außereuropäischen Völkern an, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Auch in unserem Erdteil finde sich noch in neuester Zeit der Aberglaube, daß das Blut eines Hingerichteten zauberische Wirkungen habe. In Süditalien und bei den Südslawen glauben die Verbrecher, daß sie sich durch Bestreichen mit dem Blut eines Gemordeten oder Trinken dieser Flüssigkeit vor der Strafe retten können. Auf der Balkanhalbinsel ist auch die Anschauung verbreitet, wie uns Hellwig mitteilt, daß Vergießen von Menschenblut die Hebung eines verborgenen Schatzes erleichtern könne. Der Verfasser meint nun, daß die Juden sicherlich derartige und ähnliche Vorstellungen von den Völkern, bei denen sie wohnen, angenommen hätten. Dieser Ideenkreis lasse sich natürlich immer auf die Assoziation von Blut und Seele zurückführen. Aus bloßem Aberglauben sei ja ein Mord von Seite eines Juden ebenso möglich wie von Seite eines Christen. Aber in den bisherigen Prozessen habe es sich nicht beweisen lassen, daß jemals von einem Juden ein Mord auf Grundlage der Religion oder auf Basis des Aberglaubens ausgeführt worden wäre. (S. 103, 104, 156, 157.) Wenn trotzdem die Blutbeschuldigung gegen die Juden in allen Jahrhunderten von Zeit zu Zeit aufgetaucht sei, so beruhe dies größtenteils — es werden noch andere Motive angeführt — auf einer im Völkerleben weitverbreiteten Erscheinung: Stets werde dem Fremden alles Schlechte nachgesagt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Allerorten in Europa werden fast nie Volksgenossen, sondern hauptsächlich Zigeuner des „bösen Blickes“ beschuldigt. Allen Zweiflern und Wissensdurstigen sei daher dieses Buch empfohlen. Sie finden darin die in Rede stehende Frage, wie der Verfasser betont, ohne jegliche Voreingenommenheit für das Judentum (S. 5) behandelt und gelöst. Mit bewundernswerter, echt deutscher Gründlichkeit sind alle erreichbaren Quellen der ethnologischen und kriminalpsychologischen Literatur herangezogen und am Ende der Schrift in einem wertvollen Verzeichnis zusammengestellt.

Dr. Rudolf Trebitsch.

2. Alfred Martin: Geschichte der Tanzkrankheit in Deutschland. Separatabdruck aus der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin“, Heft 2 und 3, 1914.

Sehr verdienstvoll ist es von Martin, festzustellen, daß der sogenannte „Veitstanz“ sich größtenteils mit dem deckt, was in der Wissenschaft als „chorea hysterica rythmica“ bezeichnet wird; daraus geht hervor, daß das „chorea minor“ genannte Nervenleiden auf deutsch ganz irrtümlich mit dem Namen „Veitstanz“ belegt wird. Die Tanzkrankheit ist aber nicht ausschließlich auf dieses Leiden zurückzuführen, sondern es kann sich, dem Verfasser zufolge, dabei auch um irgendwelche Wahnsinnsformen (Manie und Katatonie) handeln. Bei dem historisch festgestellten Veitstanz zu Straßburg, im Jahre 1518, dürften Patienten dieser Art mit dem Tanzen begonnen haben, während Hysterische sich dann der Orgie bloß anschlossen. Es wird aus Chroniken bewiesen, daß die Krankheit in Straßburg 1518 und nicht, wie vielfach angenommen, 1418 herrschte und vom 15. Juli bis 29. September dauerte. Im Volke war damals die Ansicht verbreitet, daß einem das Leiden angeflucht werden könne, was auch tatsächlich vorgekommen zu sein scheint. Im 16. Jahrhundert tauchte, Quellen zufolge, das Leiden auch in Basel auf. Schon in Straßburg sowie anderwärts wurde das Tanzen auch zur Heilung der

erwähnten Krankheiten benützt. Die heute noch in Echternach in Luxemburg am dritten Pfingstfeiertag übliche Springprozession führt Martin auf ein ursprünglich derartiges Verfahren zurück, wo er die Möglichkeit des Entstehens aus der Krankheit selbst nebenbei zugibt. In der Kunst sind von den Holländern derartige Vorkommnisse des öfteren behandelt worden; dies beweist uns der Verfasser an der Hand von Reproduktionen solcher Gemälde. Vor 1518 gab es, wie Martin berichtet, Tanzepidemien in Köln, Aachen, Utrecht, Maastricht, Lüttich, Tongern und Metz. Von der Geistlichkeit wurde, wie wir erfahren, das Leiden als Besessenheit gedeutet und daher versucht, dem Patienten den Teufel auszutreiben. Der Name „Veitstanz“ findet sich nicht in der Literatur zur Zeit des Auftretens dieser Epidemien. Er scheint sich erst dann eingebürgert zu haben, als das Tanzen (nach 1518) als Vorbeugungs- und Heilmittel der betreffenden Krankheiten angewendet wurde. Damals führte man die Tänze in der Kapelle des heiligen Veit, mitunter in der Johannes des Täufers oder in der des heiligen Willibrord auf. Von verschiedenen Seiten wurde auch der Versuch gemacht, die Erscheinungen mit dem im deutschen Volke üblichen Springen über die Johannisfeuer in Zusammenhang zu bringen; dagegen wendet sich der Verfasser, meines Erachtens, mit Recht. Das Tanzen, welches bei den Epidemien vorkam, wurde nach Martin tage- und wochenlang fortgesetzt, bis der Betreffende erschöpft zusammenbrach. Aus den Schilderungen, die vorliegen, zieht der Verfasser den Schluß, daß es sich auch nebenbei um hysterische und hysteroepileptische Krämpfe handelte. Es ist sehr verdienstvoll, daß wir hier mit einigen in der Literatur, wie mir scheint, bisher unbekanntem Fällen von Veitstanz bekanntgemacht werden. Wir erfahren, daß das zum Teil auf Aberglauben und Suggestion basierende Leiden heute nicht mehr existiert, besonders deshalb, weil der Aberglaube des „Anwünschens“ ganz erloschen ist. Nur in der Echternacher Springprozession müssen wir mit Martin das letzte Überbleibsel dieser Krankheit erblicken. — Der in Italien zuerst im 15. Jahrhundert erwähnte „Tarrantismus“ wird von unserem Gewährsmann, wohl mit Recht, mit dem Veitstanz in eine Parallele gebracht.

Dr. Rudolf Trebitsch.

3. Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1915. Im Auftrage der „Innviertler Heimatkunde“ herausgegeben von Dr. Wilhelm Gärtner.

Heimat- und Volkskalender sind ein sehr wirksames Organ für die Stärkung und Vertiefung des Heimatgefühls und des Sinnes für die eigene Volksart. Ein Kalender spricht fast täglich zum Volke, man blättert selbst im Bauernhause neben der Bibel und dem Gebetbuche am liebsten in dem so notwendigen und nützlichen Büchlein. Wenn dann in demselben so eindringlich und beredt von den alten Sitten und Gebräuchen der Heimat, vom Bauernhause selbst, von der alten tüchtigen Arbeit und Lebensweise im Heimatkreis geredet wird, so wächst still und stark der Mut und die Liebe zu dem eigenen Dasein und seinen kulturellen Bedingungen. Der vorliegende Heimatkalender erfüllt mit zahlreichen solchen Beiträgen aus der Feder bewährter Volkstumskenner, wie H. Hansjakob, Eduard Kyrle, Dr. Franz Berger, Fritz Holzinger, Hugo v. Preen und anderen mehr, seine Aufgabe aufs beste. Den schönen bildnerischen Schmuck des Heftchens hat mit gewohnter Kenner- und Meisterschaft Maler Hugo v. Preen geliefert. Im heurigen Kriegsjahr ist auch die ruhmvoll bewährte kriegerische Tüchtigkeit der Oberösterreicher durch Feldpost- und Kriegsberichte zu Worte gekommen. Aus ganzem Herzen schließen wir uns dem Wunsche des verdienten Herausgebers Dr. W. Gärtner an, ein glorreicher Friede möge bald Raum schaffen für neue Arbeit im Dienste unseres Volkes und unserer Heimat!

Prof. Dr. M. Haberlandt.

4. Unser Egerland. Monatsschrift für Volks- und Heimatkunde. Begründet und herausgegeben von Alois John in Eger. XVIII. Jahrgang. Eger 1914. Selbstverlag des Herausgebers.

Von größeren volks- und heimatkundlichen Aufsätzen dieses Jahrganges kommen drei in Betracht. Der Aufsatz „Votive und Weihegaben in der Wallfahrtskirche Mariakulm im Egerlande“ vom Herausgeber Alois John, schildert auf Grund zweier alter Quellenwerke (Friedr. Dörfel: S. Maria Culm, d. i. Gründliche

Historia . . ., Prag 1651, und Ferd. Etter: Arbor fructifera Montis Culmensis . . ., Prag 1678) die verschiedenen Opferformen und -gaben, welche frommer Sinn in alter Zeit in dieser heute noch vielbesuchten Wallfahrtskirche niedergelegt hat (als: Wachsoffer in Form von Kerzen, menschlichen Körperteilen, Bildern, Hufeisen, lebende Tiere, Frauenzöpfe und Haare, Geldopfer) und die Wunderwerke, welche sie veranlaßten, nämlich das wunderthätige Marienbild, das nach der Sage zwei müden Wanderern im Traume in einer Haselstaude erschien, dann das heilkräftige Geläut der Glocken und die heilige Quelle, die letzteren offenbar mythische Elemente. Das Ganze ist ein ganz vortrefflicher Beitrag zu dem von R. Andree und M. Eysn in ihrem bekannten Buche (Vieweg, Braunschweig 1904) betretenen, noch wenig erforschten Gebiete des Motivglaubens. Der zweite Aufsatz befaßt sich mit dem Kaiserwald, einer prächtigen Randhöhe des Egerlandes, dessen Lage, Grenzen, Oro- und Hydrographie, Geologie und geognostischer Aufbau geschildert werden; weitere Fortsetzungen folgen. Nach Abschluß des Ganzen wird damit die erste größere Monographie über dies bisher wenig beachtete Gebiet vorliegen, die Ferd. Staraschek zum Verfasser hat. Der dritte Aufsatz von Dr. Haßmann behandelt die Lautlehre der Mundart des Egerlandes, die bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete, Methode und Ziele der Forschung, Notwendigkeit einer Lautschrift (Phonetik) und Darstellung derselben, eine kurze beschreibende Lautlehre, alles in allem ein anregender und zu neuer Arbeit rufender Beitrag auf diesem selten oder nur wenig berührten Gebiete.

Weiters verdienen noch Erwähnung: Beiträge zur Egerländer Wortforschung von Kirchberger, das Weihnachtsspiel von Andreas Schubert, Aus-dem Kaiserwalde von Pöpperl, Sammlung deutscher Sagen- und Beschwörungsformeln und Votivtafeln von Alois John, Nachrufe an Dr. Müller und kais. Rat Gustav Wiedemann von A. John.

Weitere Aufsätze handeln über Heimatschutz und Wohlfahrtspflege. Auch in den „Kleinen Mitteilungen“ findet sich oft Anregendes. Die „Egerländer Vereinszeitung“ zeigt, wie weit sich das Vereinsleben der Egerländer in der Fremde schon entwickelt hat, wo jeder Verein eine kleine Kolonie für Egerländer Volkstum, Sitte und Brauch darstellt. Die Kriegsereignisse haben, wie der Herausgeber feststellt, natürlich auch auf „Unser Egerland“ eingewirkt (viele Abnehmer und Mitarbeiter stehen im Felde, viele geben den Bezug auf), doch hofft er die Zeitschrift, wenn auch etwas geringer im Umfang, fortführen zu können. Hoffentlich lassen die Egerländer diese schon 18 Jahre bestehende, in ihrer Art ja einzig dastehende Monatsschrift nicht eingehen und ermöglichen den Fortbestand trotz der Ungunst der Zeiten.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht

des

Vereines für österreichische Volkskunde
für das Jahr 1914.

Ueber das abgelaufene Berichtsjahr, das in seiner ersten Hälfte unter den glücklichsten Auspizien stand, sind mit dem entsetzlichen Ereignis der Ermordung des Thronfolgers, in welchem wir mit der Zukunftshoffnung des Reiches zugleich den höchsten Schirmherrn unserer besonderen Bestrebungen verloren haben, und mit dem blutigen Weltkrieg, der aus jener Untat über das gesamte Vaterland heraufbeschworen wurde, in seiner zweiten Hälfte die tiefsten Schatten gefallen.

Wie bei allen anderen auf dem Gebiete des geistigen Lebens tätigen Unternehmungen, ist auch die Wirksamkeit unseres Vereines und seines Museums während der entscheidungsvollen Kriegszeit in den Hintergrund getreten; aber wir haben, im Bewußtsein unserer bedeutungsvollen Mission, keinen Augenblick aufgehört, für unsere Sache zu arbeiten und die Vorbereitungen für einen neuen Aufschwung unseres patriotisch-wissenschaftlichen Unternehmens nach dem Abschluß des erhofften ehrenvollen Friedens zu treffen.

Die erste tiefempfundene Pflicht, die uns bei Abstattung des Berichtes über das Jahr 1914 obliegt, ist es, dem Andenken unseres unvergeßlichen Protektors den Zoll unvergänglicher Dankbarkeit und ehrfürchtig-schmerzvollen Gedenkens zu weihen. Seitdem Seine k. u. k. Hoheit weiland Erzherzog Franz Ferdinand das Protektorat über unseren Verein übernommen hatte (März 1908), ist derselbe zu jeder Zeit und bei jeder sich bietenden Gelegenheit für Gedeihen und Blüte unseres Vereines und besonders unseres Museums, das ihm so sehr am Herzen lag, auf das huldvollste eingetreten. Wir werden das Andenken des hohen Verewigten am besten ehren, indem wir unentwegt mit verdoppeltem Eifer für die Pflege der heimischen Volkskunde und die hohen wissenschaftlichen Ziele unseres Museums auch in der Zukunft unsere besten Kräfte einsetzen.

An der Spitze unseres Vereines und seines Museums steht, noch von dem hochseligen Protektor für diese Würde und Stellung ins Auge gefaßt und von der Jahresversammlung am 9. Mai 1914 einstimmig mit dem wärmsten Beifall erwählt, nunmehr das stiftende Mitglied k. u. k. Kämmerer und Herrenhausmitglied Rudolf Graf A b e n s p e r g - T r a u n.

In der Zwischenzeit zwischen dem am 4. Dezember 1913 erfolgten tiefbetrauerten Ableben des vorherigen Präsidenten Seiner Exzellenz des Grafen Vinzenz B a i l l e t d e L a t o u r und der erfolgten Neuwahl des Herrn Präsidenten hat der erste Herr Vizepräsident Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. J a g i ć, unterstützt vom zweiten Vizepräsidenten Truchseß Oskar Edlen v. H o e f f t, die Präsidialgeschäfte mit unermüdlichem Eifer und dem vollen Einsatz seiner hohen Autorität geleitet. Zum Bedauern des Präsidiums und des Gesamtausschusses hat sich Herr Vizepräsident Hofrat v. Jagić veranlaßt gesehen, unter Berufung auf schmerzlichen Familienverlust und sein vorgerücktes Alter die Würde des Vizepräsidenten, welche von ihm durch viele Jahre bekleidet worden war, zurückzulegen. Mit tiefstem Leidwesen haben der verewigte Protektor sowie die gesamte Vereinsleitung den allverehrten, vielverdienten Vizepräsidenten von dieser Funktion scheiden gesehen. Unsere wärmste Dankbarkeit und Verehrung bleibt ihm für seine aufopfernde und erfolgreiche Wirksamkeit an der Spitze unseres Unternehmens gesichert.

Herr Vizepräsident Truchseß Oskar Edler v. Hoeffft hat sich durch die Leitung der Verhandlungen mit der Wiener Gemeindevertretung in Bezug auf die Ueberlassung des Schönborn-Palais für unser Museum und sein eifriges Eintreten bei allen kompetenten Persönlichkeiten in dieser Angelegenheit die größten und bleibenden Verdienste um die Zukunft unseres Museums erworben. Wärmsten Dank schulden wir auch dem Herrn Ausschußrat Oberbaurat Julius Koch, der als unser fachmännischer Beirat in dieser wichtigen Angelegenheit fungierte und mit seinem ganzen Einfluß und Ansehen bei der Baudirektion der Stadt Wien für unsere Pläne eintrat.

Um ihre große Dankbarkeit für unermüdlige und bedeutungsvolle Förderung zu bezeugen, hat die Jahresversammlung unserer Gesellschaft Ihre Exzellenzen den Herrn Minister für Kultus und Unterricht Dr. Max Hussarek Ritter v. Heinelein, Obersthofmeister Karl Freiherrn v. Rumerskirch und Bürgermeister Dr. Richard Weiskirchner einstimmig zu Ehrenmitgliedern des Vereines und des k. k. Museums für österreichische Volkskunde ernannt. Herr Präsident Graf Rudolf Abensperg-Traun hat an der Spitze einer Deputation Ihren Exzellenzen die Ehrendiplome mit der Bitte überreicht, den bedeutungsvollen Aufgaben unseres Vereines und Museums auch künftighin ihre so wichtige Förderung zuteil werden lassen zu wollen, eine Bitte, der Ihre Exzellenzen gern und mit größtem Wohlwollen entsprechen zu wollen zusagten.

Durch die Wahl zu korrespondierenden Mitgliedern hat die Jahresversammlung gewünscht, eine Anzahl hervorragender um die österreichische Volkskunde und unsere Gesellschaft verdienter Persönlichkeiten zu ehren; es sind dies: Herr Stadtrat H. A. Schwer, Prof. Dr. Adolf Hauffen in Prag, Regierungsrat Emil Kolbenheyer in Czernowitz, Prof. Dr. Rudolf Meringer in Graz, Prof. Dr. Matthias Murko in Graz, Dr. Franz Freiherr v. Nopcsa in Wien.

Für den leitenden Ausschuß unseres Vereines gelang es in diesem Jahre eine ganze Reihe hervorragender Persönlichkeiten zu gewinnen. Es hatten die Herren Seine Exzellenz Oberststabelmeister Karl Freiherr v. Rumerskirch, der schon in seiner langjährigen Eigenschaft als Obersthofmeister des verewigten Protektors unserem Verein und seinem Museum stets das größte und belangreichste Wohlwollen erwiesen hatte, ferner Graf Franz Harrach, Hofrat Friedrich Diehl, Dr. Hermann Sauter Edler v. Riedenegg und Dr. Rudolf Trebitsch die Güte, unserer Bitte, im Vorstande unserer Gesellschaft ihre unmittelbare Unterstützung leihen zu wollen, bereitwilligst zu entsprechen. Für die Wahrnehmung unserer wissenschaftlichen Interessen, die sich auf Mähren beziehen, hatten wir die Freude, den vielverdienten Direktor des Mährischen Gewerbemuseums, Architekten Julius Leisching, als unseren Beirat im Ausschuß zu gewinnen.

In die Vereinsleitung wurden ferner als stellvertretender Schriftführer Privatdozent Dr. A. Haberlandt, als Geschäftsführerstellvertreter Prof. Dr. K. Ritter v. Spieß berufen.

Mit tiefempfundenem Leidwesen hat es uns aber erfüllt, daß inzwischen in diese Reihe der Tod bereits zwei schmerzvolle Lücken gerissen hat; Hofrat Friedrich Diehl und Herr Dr. v. Sauter haben den Heldentod auf dem Schlachtfelde erlitten. Wir werden ihr Andenken als eifrige Mitarbeiter an unserem Werke und als heldenmütige Mitkämpfer für Ehre und Bestand des Reiches stets in höchsten Ehren halten.

Leider haben wir hier noch weiterer schmerzlicher Verluste zu gedenken. Unser hochverehrtes Ehrenmitglied Hofrat Dr. Max Höfler in Tölz, der Nestor der deutschen Volkskunde, die er auf vielen Gebieten auf das erfolgreichste gefördert hat, ferner einer unserer bewährtesten heimischen Haus- und Volksforscher Lehrer J. R. Bünker in Ödenburg und der eifrige Förderer der deutsch-böhmischen Volkskunde Dr. Ed. Langer sind uns durch einen allzufrühen Tod genommen worden. Der wissenschaftliche Verlust, den wir in diesen Männern erleiden, ist bereits in unserer Zeitschrift gewürdigt worden; hier bleibt uns nur die Pflicht, dieser Toten in Treue und Dankbarkeit zu gedenken.

Zahlreiche unserer Mitarbeiter sind der gewohnten und eifrig geförderten Arbeit an unserem gemeinsamen Werk durch die vaterländische Pflicht, die sie in die Reihen unserer tapferen Mitstreiter am Kriege gerufen hat, einstweilen entzogen. Aus der Vereinsleitung dienen im Heere: Herr Direktor Alfred Ritter v. Walcher, Professor Dr. Karl Ritter v. Spieß, Universitätsdozent und Kustos unseres Museums Dr. Artur Haberlandt und Dr. Rudolf Trebitsch. Wir wünschen ihnen allen aus tiefstem Herzen Glück und Heil auf allen ihren Wegen. Mögen sie bald unverseht und mit Ehren gekrönt zu ihrer friedlichen wissenschaftlichen Arbeit zurückkehren! Das gleiche wünschen wir auf das innigste unseren zahlreichen Mitgliedern, die zum Kriegsdienst berufen worden sind, sowie wir unserer Mitglieder aus Galizien und der Bukowina, die infolge der Kriegereignisse geflüchtet sind, mit dem wärmsten Wunsche gedenken, sie mögen recht bald wieder die Heimat in voller Sicherheit begrüßen dürfen.

Über die Tätigkeit unseres Museums, dem auch in diesem Jahre besondere wichtige Erfolge neben seiner umfassenden regelmäßigen Wirksamkeit beschieden waren, gibt der nachfolgende Bericht der Museumsdirektion erfreuliche Auskunft. Es seien hier daraus nur die prinzipielle Sicherung der Museumszukunft durch die Überlassung des Schönborn-Palais an unser Museum im Jahre 1916 und im Anschluß hieran die umfassenden Vorarbeiten für die Übersiedlung, weiters die umfang-

reichen abschließenden Ergänzungen unseres Museumsbestandes, die Herausgabe des zweiten Bandes der prächtigen neubegründeten Museumszeitschrift »Werke der Volkskunde« sowie die Auflegung einer neuen, wohl der letzten Auflage des »Museumsführers« in den alten Räumlichkeiten hervorgehoben.

Von der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« wurde im Berichtsjahr der XX. Band mit wertvollen Beiträgen der Herren Prof. Dr. Braßloff, R. Eder, Anton Dachler, Dr. Artur Haberlandt † Hofrat Dr. M. Höfler, Dr. Viktor Löbzelter, Dr. Oswald Menghin, Fräulein Hella v. Schürer, † Hofrat Friedrich Diehl, Dr. Emil Fischer, Dr. V. v. Geramb und anderen mehr ausgegeben.

Eine große vergleichende Untersuchung der slawischen Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche, die schon lange von der vergleichenden Volkskunde nachdrücklich gefordert war, von Dr. J. Piprek wurde als X. Ergänzungsband zu unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung gebracht. Wir schulden dem hohen Ministerium für Kultus und Unterricht für die Gewährung einer außerordentlichen Subvention im Betrage von K 1000 zum Zwecke der Herausgabe einiger größerer wissenschaftlicher Arbeiten den ergebensten Dank. Mit dieser Unterstützung wurde es möglich, die vorerwähnte Arbeit Pipreks herauszubringen sowie als XI. Ergänzungsband eine sehr belangreiche Sammlung von Volksschauspielen aus Obersteiermark, die unser leider vor kurzem verstorbener Mitarbeiter J. R. Bünker auf Grund selbstgesammelten und vom Verein für österreichische Volkskunde aus seinen Sammlungen zur Verfügung gestellten Originalmaterials bearbeitet hat, in Druck zu legen. Diese wertvolle Veröffentlichung wird sicherlich dem größten Interesse unter unseren Mitgliedern sowie überhaupt der gesamten Fachwelt begegnen und demnächst zur Ausgabe gelangen.

Die Mittel zu dieser ausgebreiteten Tätigkeit wurden uns auch im Berichtsjahr seitens der berufenen öffentlichen Faktoren wie der bewährten großmütigen Gönner und Freunde unseres Unternehmens in sehr befriedigendem Ausmaße zur Verfügung gestellt. Wir danken den hohen Ministerien für Kultus und Unterricht und für öffentliche Arbeiten, der löblichen Gemeindevertretung der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, der hohen niederösterreichischen Statthalterei und dem hohen niederösterreichischen Landtage für die gütigst gewährten Subventionen, wie wir im gleichen Maße den hochherzigen Spendern: Seiner Durchlaucht Johann Fürst von und zu Liechtenstein, Graf Rudolf Abensperg-Traun, Anton Dreher, Dr. Rudolf Trebitsch für ihre reichen Zuwendungen tieferkennlich sind. Die Erste österreichische Sparkasse, das Bankhaus Rothschild, die Firma Schenker & Ko. unterstützen unsere Sache in dankenswertester Weise als fördernde Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von K 100.

Unseren Mitgliedern, die in der allergrößten Mehrzahl bereits durch viele Jahre treu zu unserer Fahne halten, sagen wir nicht minder herzlichen Dank. Die unvermeidlichen Ausfälle durch Todesfall oder Austritt sind durch den Neueintritt neuer, sehr willkommener Mitglieder und Mitarbeiter ziemlich wettgemacht. Wir danken allen Freunden, die sich um die Erweiterung unserer Mitgliederzahl bemühten, und bitten jeden, in dieser so erwünschten Richtung uns eifrigst weiter zu unterstützen.

All diesen aufrichtigen und herzlichen Danksagungen müssen wir aber auch eine umfassende warme und dringende Bitte anreihen. Wir können unseren vielseitigen Bestrebungen und den stark erhöhten Anforderungen angesichts der bevorstehenden Übersiedlung unseres Museums nur gerecht werden, wenn uns auch in Zukunft unsere treubewährten Mitarbeiter und Mitglieder treu bleiben, wenn uns die bisher gewährte gütige Unterstützung seitens der öffentlichen Faktoren und unserer großmütigen Gönner auch künftig, womöglich in erhöhtem Maße, zuteil wird. Nach dem in möglichst naher Zukunft ersehnten glücklichen Ende des Krieges gilt es ja, mit neuer Kraft und alter Zuversicht an den endgiltigen, heißersehnten Ausbau unserer großen Schöpfung zu gehen, auf die einst die Wissenschaft und das Vaterland mit berechtigtem Stolz werden blicken dürfen.

Tätigkeitsbericht des k. k. Museums für österreichische Volkskunde für das Jahr 1914.

Erstattet vom k. k. Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt.

Das Jahr 1915 hat begonnen. Aber diesmal ist die Jahreswende nirgends ein Abschluß und zugleich Beginn einer neuen Arbeitsperiode. Erst wenn die ungeheure Kriegszeit mit dem erhofften ehrenvollen Frieden beendet sein wird, ist für jedwede kulturelle und geistige Arbeit der wahre Augenblick gekommen, um wieder mit erneuter Kraft und mit neuen Plänen in die Zukunft zu blicken und zu wirken. Inzwischen muß eine gedrängte Rückschau über das Berichtsjahr mit seinen so furchtbar ungleichen Hälften genügen.

Das erste Halbjahr 1914 brachte unserem Museum unter der Ägide seines unvergeßlichen Protektors, der als Beschirmer des österreichischen Staatsgedankens und der österreichischen Kulturmission der Mordkugel von Sarajevo zum Opfer fiel, durch die Zusprechung des im Gemeindebesitz befindlichen Schönborn-Palais in der Josefstadt an unser Museum ab August 1916 (mit Gemeinderatsbeschluß vom 27. März 1914) die so dringende und heißersehnte Lösung seiner Lokalitätsfrage. Ehe die hieran sich knüpfenden organisatorischen und finanziellen Fragen seitens der hohen Regierung, der Gemeindevertretung und der Vereinsleitung einer definitiven Lösung zugeführt werden konnten, trat das furchtbare Ereignis von Sarajevo und der Ausbruch des Weltkrieges ein. Wir wollen ohne Zagen und Kleinmut, im festen Vertrauen auf die hohe wissenschaftliche und vaterländische Mission unseres Unternehmens, den geeigneten Zeitpunkt nach dem erhofften siegreichen Kriegsende abwarten, um dann den endlichen gesicherten Ausbau unseres Museums, dieser kostbaren Erinnerungsstätte der österreichischen Völker, zu ermöglichen. Die solchermaßen geänderte Sachlage wird uns auch durch den beruhigenden Umstand erleichtert, daß die

Börsenkammer, aller Voraussicht nach, den ursprünglich äußerst bis 1. November 1915 erstreckten Termin des Verbleibens unserer Sammlungen in den derzeitigen Räumlichkeiten mit Berücksichtigung der ernstesten Zeitlage bis zum August 1916 zu verlängern sich bereit finden wird.

Dank dem Entgegenkommen des Bezirksvorstandes der Josefstadt Johann Bergauer und auf gütige Einflußnahme des Stadtrates H. A. Sch w e r wurden dem Museum zur Unterbringung einer größeren Zahl seiner Neuerwerbungen (hauptsächlich bäuerliches Mobiliar, Tafelungen, Öfen) aus den beiden letzten Jahren die geräumigen Magazine im Amtshause des VIII. Bezirks überlassen, die im Laufe des Berichtsjahres durch Abtransporte aus den völlig überfüllten Museumsräumen vollständig belegt worden sind. Für den Abtransport wurde ferner die keramische Reservesammlung (über 1000 Stück) sowie die mehrere hundert Stück zählende Kachelsammlung in Kisten verpackt. Desgleichen wurden über 380 Figuren der großen Tiroler Krippe des Museums nach vorausgegangener Reinigung und Konservierung zum Abtransport bereitgestellt.

Die Ausstellung der baskischen Sammlung wurde nach Inventarisierung und wissenschaftlicher Durcharbeitung derselben, wobei eine große Zahl der hervorragendsten Stücke abgebildet worden ist, abgeräumt, die Sammlung ordnungsgemäß verpackt und magaziniert. Herr Dr. Rudolf Trebitsch bereitet eine mit zahlreichen Abbildungen unterstützte wissenschaftliche Bearbeitung der Sammlung vor.

Nach Schluß der Sonderausstellung von Holzschnitzereien aus dem Grödentale aus eigenen und den Beständen des k. k. technologischen Gewerbemuseums erfolgte die Herausgabe der von Kustos Dr. Artur Haberlandt verfaßten umfassenden Untersuchung über diesen interessanten Zweig tirolischer Volkskunst und Hausindustrie. Das reiche Illustrationsmaterial (14 zum Teil farbige Lichtdrucktafeln und 19 Textabbildungen) wie die erschöpfende kunstgeschichtliche und historische Durchforschung des Materials stempeln die genannte Arbeit zu einer abschließenden Studie über diesen Gegenstand. Die Veröffentlichung erfolgte mit gütiger Unterstützung des k. k. Ministeriums für öffentliche Arbeiten, für welche die Direktion den ehrerbietigsten Dank abzustatten sich verpflichtet fühlt.

Mit dankenswerter Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht erfolgte im Berichtsjahre weiters auch die Herausgabe des II. Bandes der im Vorjahre mit schönen Hoffnungen begonnenen Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“, in welchem sechs größere, reich illustrierte Abhandlungen und eine Reihe verschiedener kleiner Mitteilungen erschienen sind. Die Direktion hofft, daß es ihr — trotz der ersten, schweren Zeit — auch in diesem Jahre gelingen wird, die Fortführung dieser belangreichen Veröffentlichung zu sichern, und rechnet dabei zuversichtlich auf die Mitwirkung der Museumsvorstände und sonstigen Fachmänner in ganz Österreich.

Zu Beginn des Jahres 1914 erschien auch die Neubearbeitung des Museumsführers, welcher, voraussichtlich die letzte Auflage in den jetzigen Museumsräumen, den derzeitigen Stand der aufgestellten Sammlungen abspiegelt. In Ergänzung desselben wurde die Bezeichnung der Gegenstände so weit als möglich vervollständigt.

Die weitere Ausgestaltung der Museumssammlungen, welche sich dank der intensiven Sammeltätigkeit der letzten Jahre in der Hauptsache immer mehr dem Abschluß nähert, wurde auch in der ersten Hälfte des Berichtsjahres mit regem Eifer betrieben. Es gelangten zahlreiche größere und überaus wertvolle Serien, besonders aus Nieder- und Oberösterreich, Kärnten, Tirol, dem Egerlande, dem Böhmerwald und aus Schlesien, in unseren Besitz. Besonders möchte ich daraus ein großes, sehr gut erhaltenes Fastentuch (bez. 1644) mit 36 Darstellungen aus Steiermark, dessen Erwerbung der Munifizenz Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein verdankt wird, zahlreiches Bauernmobiliar des 16. und 17. Jahrhunderts aus dem Puster- und Oberinntal, dem Vinschgau, dem Nonsberg, einige vollständige Öfen aus Tirol, zahlreiche Trachten aus Nieder- und Oberösterreich, ein prächtiges Relief der Anbetung Jesu aus dem 16. Jahrhundert von Kärnten (Friesacher Gegend) hervorheben. Durch die überaus dankenswerte Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht war

es möglich, noch weitere in der Adria-Ausstellung 1913 ausgestellt gewesene höchst interessante Trachten und sonstige Ethnographica aus Albanien zu erwerben. Mit besonderem Dank möchte ich auch die in ihrer Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der Typen einzig dastehende baskische Sammlung (zirka 400 Nummern umfassend) hervorheben, die, durch Herrn Dr. R. Trebitsch in rastloser Bemühung an Ort und Stelle in Frankreich und Spanien zusammengebracht, als munifizente Widmung des Sammlers in den Museumsbesitz gelangte. Fräulein stud. Eug. Goldstern hat gelegentlich ihrer volkskundlichen Studien in Savoyen weitere Belegstücke aus diesem noch wenig bekannten Gebiete gesammelt und dadurch ihre vorigjährige Sammlung im Museumsbesitz wesentlich vervollständigt. Kustos Dr. A. Haberlandt hat im Egerlande reiche Erwerbungen gemacht, wodurch nunmehr unsere Egerländer Sammlung bereits einen sehr befriedigenden Umfang gewonnen hat. Aus Mähren erfuhren insbesondere die Keramik sowie die Sammlung der Stickereien mannigfaltige Bereicherung durch eine Reihe ausgewählter Stücke, aber auch die volkstümliche Holzplastik dieses Gebietes (namentlich die prächtig figural verzierten Bienenstöcke des 18. Jahrhunderts) konnte durch eine beträchtliche Anzahl charakteristischer und kostbarer Stücke repräsentiert werden. Aus Schlesien haben wir dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Bibliothekars Dr. J. Stockinger als Leihgabe eine zirka 100 Stück zählende Sammlung prächtiger Frauenhauben, von Kostümstücken, Hausrat, Werkzeugen und dergleichen erhalten; überdies wurde durch freundliche Vermittlung des Herrn Direktors Dr. Edm. Braun eine sehr hübsche figurenreiche schlesische Weihnachtskrippe mit allem baulichen Zubehör angekauft. Die Kachelsammlung erfuhr durch Ankäufe sowie durch eine munifizente Schenkung des Herrn Direktors Alfred Ritter v. Walcher eine überaus erwünschte und ausgiebige Vermehrung. Von bedeutendem Interesse ist auch die Erwerbung einer großen Zahl hübscher Aquarellskizzen dalmatinischer Trachten (60 Nummern) von der Hand des bekannten Kostümmalers Gerasch. Erwähnung verdient ferner eine Kollektion frühdatierter, zumeist aus dem 16. Jahrhundert stammender größerer Vorratstöpfe, mit Schnurornamentik verziert, sowie mehrerer Fratzenkrüge, die aus Windisch-Bühel bei Marburg stammen. Gelegentlich einer Studienreise nach Krakau erwarb ich eine Anzahl bemerkenswerter bäuerlicher Trachten- und Schmuckstücke aus der Umgebung von Krakau. Außer durch Ankäufe erfuhren unsere Sammlungen aber auch durch reiche und vielseitige Geschenke einen höchst willkommenen Zuwachs, der im Jahre 1914 — die große baskische Sammlung des Herrn Dr. R. Trebitsch eingerechnet — nicht weniger als 538 Nummern betrug. Ich danke den zahlreichen freundlichen Geschenkgebern, deren Namen im einzelnen in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Band XX, ausgewiesen sind, auch an dieser Stelle für ihre so willkommene Unterstützung auf das wärmste.

Bei der vielseitigen Vervollständigung unserer Sammlungsbestände hatte ich mich der eifrigen Unterstützung seitens der Herren Direktor Alfred Ritter v. Walcher, Direktor Alois Menghin in Meran, Dr. Karl v. Radinger in Innsbruck, Kurt Freiherr v. Wieser in Mondsee, Konrad Mautner, Frau Baronin v. Rubido-Zichy in Abbazia, Fräulein Magda Wankel, V. Jurčik in Prag und anderer mehr zu erfreuen, wofür denselben der verbindlichste und wärmste Dank gesagt sei. Den eifrigsten Anteil an dem sachgemäßen Ausbau der Sammlung hat wie in den Vorjahren stets Kustos Dr. A. Haberlandt genommen, dem ich für seinen stets bewährten Eifer herzlichst Dank sage. Die Volontärin des Museums Fräulein stud. Marianne Schmidl hat uns bei den Vorbereitungsarbeiten für die Übersiedlung wie bei der Neuordnung der umfangreichen Photographien- und Bildersammlung emsigste Beihilfe gegeben und wärmsten Dank verdient. Die Besorgung der Bibliotheksarbeiten oblag wie in den Vorjahren in bewährter Weise Herrn Fachlehrer J. Thirring.

Die nach dem Vorstehenden sehr beträchtliche Vermehrung der ethnographischen Sammlung im Jahre 1914 betrug nach den Detailausweisen in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Seite 75, 156 und 187, 1634 Nummern, wovon für 259 Nummern allerdings erst im Jahre 1915 die Bezahlung erfolgen wird. Die Gesamtzahl der Sammlungsobjekte erreichte hiemit die Ziffer von eigenen 34.673 Objekten. Verausgabt wurde für die

Ankäufe des Jahres 1914 insgesamt der sehr namhafte Betrag von K 13.760·58, zu dessen Bestreitung von der Museumsdirektion durch besonderes Einschreiten die Spendensumme von K 9200 erwirkt wurde. Trotz dieser sehr bedeutenden Zuwendungen mußte der Ausschuß, um die vorteilhafte Erwerbung wichtiger und abschließender Ergänzungen unseres Sammlungsbestandes zu ermöglichen, aus dem Hausfonds einen Darlehenszuschuß von K 3200 gewähren, der indessen hoffentlich im Laufe des Jahres 1915 rückvergütet werden kann.

Für die notwendige Ergänzung unserer Fachbibliothek, die umfangreichen Buchbinderarbeiten, das Aufspannen der Photographien und Abbildungen, die zahlreichen Kartonbehälter zur Aufnahme der Photographien wurde der Betrag von K 1168·72 verausgabt. Die Vermehrung der Bibliothek betrug — abgerechnet die zahlreichen Fachzeitschriften — 132 Nummern; die Bibliothek umfaßt nunmehr insgesamt 2166 Nummern.

Der Zuwachs an Photographien betrug 394 Nummern, die erreichte Gesamtzahl 3537 Nummern; die Vermehrung der sonstigen Abbildungen 457 Nummern, Gesamtziffer 2795 Nummern. Ebenso wie bei unserer ethnographischen Hauptsammlung haben auch bei dem Ausbau unserer Bibliothek sowie der Photographien- und Bildersammlungen geschenkweise Zuwendungen stets fortlaufenden Anteil, der uns zu wärmster Dankbarkeit gegen die gütigen Geschenkegeber verpflichtet.

Für die künftige Einrichtung im neuen Museumshause wurde aus den Mitteln des Hausfonds zur Anschaffung von sieben großen Bibliotheks- und Photographienschränken, zwei Schreibtischen, zwei Zeitschriftenschränken, zwei Werkischen und einer Schreibmaschine ein Betrag von zusammen rund K 1800, für vorläufige Übersiedlungskosten der Betrag von K 200 in Anspruch genommen. Als vorbereitende Arbeiten für die Übersiedlung wurden auch in der keramischen Abteilung sowie in der Sammlung der Holz- und Papierobjekte umfassende Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten durchgeführt, deren Kosten indessen fortlaufend aus den eigenen Museumsmitteln bestritten worden sind. Für Frachtpesen wurde der Betrag von K 938·01, für kleinere Transporte und Reisen der Betrag von K 384·98 verausgabt.

Die Benützung der Museumssammlungen aller Art durch zahlreiche wissenschaftliche, künstlerische und kunstgewerbliche Interessenten sowie insbesondere durch die studierende Jugend war, wie in den Vorjahren, auch in dem ersten Halbjahr 1914 eine erfreulich rege. Naturgemäß erfolgte seit der Kriegszeit ein starker Rückschlag, doch sind trotz der lähmenden ersten Verhältnisse Besuch und Benützung des Museums, das seine Sammlungen der Öffentlichkeit bei Ermäßigung der Eintrittsgebühr und Freigabe des Besuches an Schulen, Vereine und Militärpersonen ununterbrochen offen hielt, im großen und ganzen recht befriedigend geblieben: Mehr als je sprechen in diesen ersten Zeitläufen unsere Sammlungen erhebend zum Heimatgefühl und zum Patriotismus der Bevölkerung. Führungen und Vorträge aus dem Gebiete der Volkskunde an der k. k. Universität, in der Urania, der k. k. Geographischen Gesellschaft, dem Wissenschaftlichen Klub haben seitens der Museumsfunktionäre auch in diesem Jahre mehrfach stattgefunden und haben das Verständnis sowie das Interesse weiterer Kreise für unsere Wissenschaft zu erwecken und zu vertiefen gesucht.

An wissenschaftlichen Arbeiten der Museumsfunktionäre sind anzuführen:

- Prof. Dr. M. Haberlandt: Ölbild mit Darstellung der europäischen Nationen (mit 1 Farbenlichtdrucktafel und 1 Textabbildung), „Werke der Volkskunst“ II, Heft 3/4.
 — Der Eierleger (mit 3 Textabbildungen), ebenda.
 — Weihbrotstempel aus den Balkanländern, ebenda.
 — Niederösterreichische Faßböden, ebenda, Heft 1/2.
 Dr. Arthur Haberlandt: Die Holzschnitzerei im Grödener Tale (mit 14 Lichtdrucktafeln und 19 Textabbildungen), ebenda, Heft 1/2.
 — Eine albanesische Kupferkanne (mit 1 Tafel und 3 Textabbildungen), ebenda, Heft 1/2.
 — Beiträge zur Kenntnis des Tiroler Hauses (mit 15 Textabbildungen), „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Band XX, Heft 1/2.

Dr. Artur Haberlandt: Kultur- und Nationalitätengrenzen in Österreich, „Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien“, Band 57, Heft 11/12.

- Probleme der Volkskunde Südosteuropas, „Österreichische Monatsschrift für den Orient“, 40. Jahrgang, Heft 7—12.
- Die Bevölkerung und Kultur des heutigen Ägypten, „Wissenschaftlicher Führer zur fünften Wiener Universitätsreise 1914“, S. 52—60.
- Die heutige Bevölkerung Kretas, ebenda, S. 199—203.
- Der moderne Betrieb der Völkerkunde, „Petermanns Geographische Mitteilungen“, 1914, August-Heft.

Kustos Dr. A. Haberlandt wurde im Sommersemester als Privatdozent für Ethnographie an der k. k. Universität in Wien habilitiert. Er fungierte bei der Universitätsreise nach Albanien, Kreta und Ägypten als wissenschaftlicher Führer. In der Urania hielt derselbe einen Vortragszyklus über das Volkstum in Österreich ab. Von den Museumsfunktionären wurden 1914 die Museen in Brünn, Eger, Bozen, Innsbruck, Brixen, Bruneck, Venedig und Mailand, Candia und Kairo besichtigt und studiert. In seiner Eigenschaft als Generalkonservator der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege unternahm der Museumsdirektor zwei Inspektionsreisen nach Tirol und eine Reise nach Krakau behufs Inspektion des dortigen in Gründung befindlichen polnisch-ethnographischen Museums.

Möge mit dem ersehnten glorreichen Frieden im Jahre 1915 ein neuer Aufschwung unseres Museums eintreten, das in besonderem Maße berufen ist, zur Stärkung des Heimatgefühls und Vertiefung des österreichischen Staatsbewußtseins unserer Bevölkerung beizutragen.

Ausweis über den Stand des Hausfonds

am 31. Dezember 1914.

Bestand am 1. Jänner 1914 (laut Ausweis der Unionbank)	K 24.008-94
Hiezu Zinsen pro 1914	806-36
	K 24.815-30

Entnahme:

1. Als Darlehen an das k. k. Museum für österreichische Volkskunde für Sammlungszwecke	K 3.200-—
2. Für Anschaffung von 9 Sammlungs- und Bibliotheks-schränken, 2 Schreibtischen, 2 Arbeitstischen und Schreibmaschine	„ 1.800-—
3. Für Übersiedlungstransporte	„ 200-— K 5.200-—
4. Entnahme für K 5000 5½prozentige Kriegsanleihe	„ 4.869-76
	K 10.069-76
	Saldo
	„ 14.745-54

Bestand am 31. Dezember 1914:

A. Spareinlagen in der Unionbank	K 14.745-54
B. K 5000 5½prozentige Kriegsanleihe	4.869-76
	K 19.615-30

Wien, 1. Jänner 1915.

Graf Rudolf v. Abensperg-Traun
Präsident.

Prof. Dr. Michael Haberlandt
Schriftführer.

Julius Thirring
Kassier.

Geprüft und richtig befunden.

Wien, 19. Februar 1915.

Robert Eder, J. Koch, Revisoren.

Protector:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr
Erzherzog **Franz Ferdinand †**.

Die Vereinsleitung

im Jahre 1914:

Graf Rudolf v. Abensperg-Traun

Präsident. (1914.)

Prof. Dr. Eugen Oberhammer

Erster Vizepräsident. (1907 bez. 1914.)

Kommerzialrat Oskar v. Hoeffft

Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. k. Regierungsrat **Prof. Dr. Michael Haberlandt**

Schriftführer. (1894.)

Privatdozent **Dr. Artur Haberlandt**

Schriftführer-Stellvertreter. (1914.)

Oberingenieur **Anton Dachler**

Geschäftsführer. (1903.)

Prof. Dr. **Karl Ritter v. Spieß**

Geschäftsführer-Stellvertreter. (1914.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**

Kassier. (1898.)

Ausschußräte:

a) In Wien:

Sektionschef **Dr. Artur Breycha**. (1912.)

† Hofrat **Dr. Friedrich Diehl**. (1914.)

Robert Eder, Oberkurator a. D., Mödling,
(1905.)

Architekt **Hartwig Fischel**. (1907.)

Direktor **Gustav Funke**. (1907.)

Graf **Franz Harrach**. (1914.)

Chefarzt **Dr. Oskar Edler v. Hovorka**. (1907.)

K. k. Oberbaurat **Julius Koch**. (1906.)

Prof. Dr. **Paul Kretschmer**. (1899.)

Generalkonsul **Hans Edl. v. Medinger**. (1908.)

Prof. Dr. **Milan Ritter v. Rešetar**. (1901.)

Regierungsrat **Karl Romstorfer**. (1894.)

K. k. Wirkl. Geheimer Rat **Karl Freiherr
v. Rumerskirch**. (1914.)

† Dr. **Hermann v. Sauter**. (1914.)

Stadtpfarrer Chocherr **J. Schindler**. (1894.)

Hofrat Prof. Dr. **Josef Strzygowski**. (1911.)

Dr. med. und phil. **Rudolf Trebitsch**. (1914.)

Direktor **Alfred Waleher Ritter v. Moltheim**,
k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. **Richard Heller**, Salzburg. (1897.)

Prof. Dr. **R. Meringer**, Graz. (1897.)

Prof. Dr. **Matthias Murko**, Graz. (1900.)

Direktor **J. Leisching**, Brünn. (1914.)

Direktor **Dr. Artur Petak**, Nikolsburg. (1899.)

Hofrat **Dr. Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort**,
Innsbruck. (1894.)

Prof. Dr. **Otto Janker**, Laibach. (1902.)

Direktor **J. Šubić**, Laibach. (1901.)

Direktor **F. Bulić**, Spalato. (1901.)

Prof. Dr. **A. Guirs**, Pola. (1913.)

Josef Lukašek, k. u. k. Feldkurat, Zara. (1907.)

Notar **J. Palliardi**, Mähr.-Budwitz. (1894.)

Prof. Dr. **L. Niederle**, Prag. (1894.)

Prof. Dr. **A. Mauffen**, Prag. (1894.)

Direktor **Dr. E. Bramm**, Troppau. (1901.)

Direktor **Roman Zawiliński**, Tarnow. (1894.)

Prof. **V. Szezbiewicz**, Lemberg. (1901.)

Dr. **Iwan Franko**, Lemberg. (1907.)

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Freiherr Bachofen v. Echt sen., Wien.	† Johann Presl.
Graf Karl Lanckoroński, Wien.	Paul Ritter v. Schoeller, Wien.
Anton Dreher, Schwechat.	Philipp Ritter v. Schoeller, Wien.
† Nikolaus Dumba.	† Fürst Jos. Adolf Schwarzenberg, Wien.
Amalie v. Hoefft, Wien.	Dr. med. und phil. Rudolf Trebitsch, Wien.
† Dr. S. Jenny.	K. k. priv. Kreditanstalt, Wien.
Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Wien.	Graf Rudolf v. Abensperg-Traun, Wien.
† Graf Konstantin Prezdziezki.	

Ehrenmitglieder.

† Prof. Dr. Richard Andree, München.	K. k. Minister für Kultus und Unterricht
† Hofrat Dr. Max Höber, Tölz.	Dr. Max Hussarek Ritter v. Heinlein, Wien.
Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Wien.	Gräfin Nandine Berchtold, Wien.
Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Wien.	Oberststabelmeister Karl Freiherr v. Rumers
Ministerpräsident K. Graf Stürgkh, Wien.	kirch, Wien.
Graf Heinrich Lamberg, Steyr.	Bürgermeister Dr. Richard Weiskirchner, Wien.

Korrespondierende Mitglieder.

Karl Adrian, Salzburg. (1913.)	Direktor Julius Leisching, Brünn. (1913.)
† Oberkustos Lehrer J. R. Bünker, Öden- burg. (1913.)	Prof. J. Tvrđý, Wischau. (1913.)
Notar Dr. Eugen Frischauf, Eggenburg. (1913.)	Stadtrat H. A. Schwer, Wien. (1914.)
Prof. Wladimir Hnatink, Lemberg. (1913.)	Prof. Dr. Rudolf Meringer, Graz. (1914.)
Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann, Inns- bruck. (1913.)	Prof. Dr. Matthias Murko, Graz. (1914.)
Dr. Richard Ritter v. Kralik, Wien. (1913.)	Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag. (1914.)
Regierungsrat Prof. Dr. J. Pommer, Krems. (1913.)	Dr. Franz Freiherr v. Nopcsa, Wien. (1914.)
	Regierungsrat Erich Kolbenhayer, Czernowitz. (1914.)

Korrespondenten

des k. k. Museums für österreichische Volkskunde.

Franz Andreß, Lehrer, Dobrzan bei Pilsen.	Leo Rzeszowski, Fachlehrer, Podgórze.
Josef Blau, Oberlehrer in Freihöls.	Wilhelm Tschinkel, Morobitz.
Dr. Ignaz Buxbaum, Wischau.	Magdalena Wankel, Prag.
Heinrich Moses, Lehrer, Neunkirchen.	Alois Menghin, Bürgerschuldirektor, Meran.
Hugo v. Preen, Gutsbesitzer, Osternberg.	Prof. Vid Vuletić-Vukasović, Ragusa.
Stephanie Baronin v. Rubido-Zichy, Abbazia.	Prof. Eduard Domluvil, Walach.-Messeritsch.

Fördernde Mitglieder.

Bankhaus S. M. v. Rothschild, Wien.
Erste österreichische Sparkasse, Wien.
Schenker & Ko., Wien.

Mitgliederstand.

438 Mitglieder inklusive 20 landwirtschaftlicher Schulen.

Tauschverkehr

besteht mit 71 Gesellschaften und Anstalten im In- und Auslande.

Durch den k. k. Schulbücherverlag in Wien wurden 102 Exemplare, als Widmung 26 Exemplare der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ abgegeben.

Mitteilungen aus dem Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht: I. Rate der Subvention im Betrag von K 3000. Vom Ausschußrat und Stifter Dr. Rudolf Trebitsch als Spende: K 1000. Für beide Zuwendungen hat das Präsidium den wärmsten Dank ausgesprochen.

2. „Zeitschrift für österreichische Volkskunde.“

Mit Rücksicht auf die ernste Kriegszeit, die empfindliche Behinderung aller wissenschaftlichen Arbeit durch Einberufung zahlreicher unserer Mitarbeiter und das begreiflicherweise augenblicklich verminderte Interesse seitens der Abnehmer wird der nächste XXI. Band der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ in seinem Erscheinen auf die beiden Jahre 1915 und 1916 in regelmäßigen Abständen verteilt werden.

Dem vorliegenden ersten Heft des XXI. Bandes (Jahrgang 1915/16) folgen zwei weitere Hefte im Sommer und im Herbst dieses Jahres; die letzten drei Hefte werden im Laufe des Jahres 1916 gegen Bezahlung des regelmäßigen Jahresbeitrages (von K 6 pro 1916) an unsere Abnehmer ausgefolgt werden.

Der Verein für österreichische Volkskunde hat durch 20 Jahrgänge der Zeitschrift den Abnehmern derselben für den geringen Mitglieds- und Abonnementbetrag so reiche Gegenwerte geboten, daß bei der obigen durch den Vereinsausschuß beschlossenen Ordnung des Erscheinens der Zeitschrift in diesem schwierigen Jahre mit Sicherheit auf das freundliche Einverständnis der bewährten Mitglieder gezählt werden darf.

3. XI. Ergänzungsband zur „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

Um indessen unseren Abonnenten einen vollwertigen Ersatz für den unvermeidlichen Abgang zu bieten, erhalten dieselben für das Jahr 1915 den soeben erschienenen XI. Ergänzungsband zum XXI. Jahrgang unserer Zeitschrift, enthaltend: Volksschauspiele aus Obersteiermark, herausgegeben von J. B. Bünker, 264 Seiten, Großoktav, Preis K 6 (Ladenpreis K 10), auf Wunsch gegen Zuzahlung von bloß K 3 portofrei zugestellt.

Inhaltsangabe des XI. Ergänzungsbandes:

	Seite
Literarische Einleitung	3
Geistliche Spiele:	
Paradeis- und Schäferspiele aus Admont	17
Zwei Paradeis- und Schäferspiele aus Donnersbach	45
Paradeis- und Hirtenspiel aus St. Georgen ob Murau	93
Hirtenspiel aus Steirisch-Laßnitz	128
Das Spiel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus	149
Der ägyptische Josef	162
Der geduldige Job	190

Weltliche Spiele:		Seite
Das Geneveva-Spiel		209
Der bayrische Hias'l		228
Nachspiele:		
Sommer- und Winterspiel aus Donnersbach		253
Schäferin und Teufel		257
Doktor und Hanswurst		258
Pastor, Jude und Hanswurst		260
Hanswurst und seine Geliebte		261

Die Mitglieder des Tauschverkehrs und sonstige verwandte Institute und Gesellschaften erhalten den vorstehenden Band gegen Bestellung bei der Vereinskanzlei, I/4. Wipplingerstraße, um den ermäßigten Preis von K 6 (Ladenpreis K 10) bis zum 1. Juni d. J., nach welchem Zeitpunkt der Ladenpreis gelten wird.

4. Der vergriffene Band I der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ steht den später eingetretenen Mitgliedern des Vereines sowie des Tauschverkehrs zufolge Rückkaufes des Restbestandes der Verlagsfirma F. Tempsky nunmehr, allerdings in beschränkter Anzahl — 22 Exemplare — und nicht ganz vollständig — es fehlt Heft 5/6 — gegen den ermäßigten Preis von K 4 für 10 Hefte zur Verfügung. Bestellungen bittet man ehestens an die Vereinskanzlei, I/4. Wipplingerstraße 34, richten zu wollen. Die Zusendung erfolgt portofrei.

5. X. Ergänzungsband:

Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche. Von Dr. J. Piprek.

Von diesem bedeutsamen Werke (193 Seiten) sind noch 18 Exemplare vorrätig, welche den p. t. Mitgliedern und Tauschgesellschaften zum ermäßigten Preis von K 5.50 zur Verfügung stehen. Bestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des entfallenden Betrages an die Vereinskanzlei. Die Zusendung erfolgt portofrei.

Mitteilungen aus dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

Der Zuwachs bis 15. März d. J. betrug 84 Nummern an eigenem Bestand, 100 Nummern als Leihgabe, zusammen 184 Nummern; Geschenke liefen ein von Professor Michael Powolny, Fachlehrer Ernst Hamza, Frau v. Egger-Möllwald, Dr. Franz Kähler in Wien.

Mit großer Freude verzeichnen wir die aus 100 Nummern bestehende wertvolle und interessante Leihgabe von Kostümstücken, besonders prachtvollen Hauben, Haus- und Wirtschaftsgeräten und Volkskunstarbeiten von Österreichisch-Schlesien aus dem Familienbesitz des Herrn k. k. Bibliothekars Dr. Julius Stockinger in Wien.

Photographien und Bilder.

Der Zuwachs an Photographien betrug 295 Nummern, darunter Geschenke von Herrn Konrad Mautner, Prof. Josef Tvrđý, Dr. Rudolf Trebitsch, Dr. F. Adama v. Scheltema, Prof. Dr. K. Ritter v. Spieß, Prof. Michael Powolny, Fräulein Marie Huber.

Die Vermehrung der Abbildungen beträgt bisher 35 Nummern, darunter Geschenke von Herrn Konrad Mautner, Fräulein Hella v. Schürer, Prof. Josef Tvrđý.

2. Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Das erste Heft des dritten Jahrganges dieser mit dankenswerter Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegebenen Zeitschrift enthält:

Direktor Dr. Edmund Braun: Schlesische Weihnachtskrippen (mit 4 Tafeln und 8 Textabbildungen). — A. John: Egerländer Federbilder (mit 1 Tafel und 2 Textabbildungen). — Dr. Artur Haberländer: Serbische Amulettketten (mit 2 Textabbildungen). — Dr. O. Menghin: Ein Wallfahrts-Votivbild von Maria Hietzing (mit 1 Tafel). — Professor Dr. M. Haberländer: Aus den Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde: 1. Egerländer Patenbriefe (mit 1 Farbentafel und 2 Textabbildungen). 2. Bahrtuchschilde einer Töpferzunft des 17. Jahrhunderts (mit 2 Tafeln). 3. Die Wandlade einer oberösterreichischen Zunftvereinigung (mit 1 Tafel und 3 Textabbildungen). Bestellungen auf die Zeitschrift „Werke der Volkskunst“ (Preis pro Jahrgang — 30 bis 40 Lichtdrucktafeln, davon mindestens 6 farbig, und 80 bis 100 Seiten reich illustrierter Text — K 43) bittet man an den Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy, Wien, III. Parkgasse 17, oder an die Museumsdirektion zu richten.

3. Museumsbesuch.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch die nachbenannten Schulen und Vereine:

1. Höhere Fachschule für das Herren- und Damenkleidermachergewerbe.
2. Arbeiterverein der Kinderfreunde, Ortsgruppe, II. Taborstraße 36.
3. Arbeiterverein der Kinderfreunde, Ortsgruppe, XVI. Kreitnergasse.
4. Korps der k. k. Sicherheitswache.
5. Pestalozzi-Verein.
6. Österreichischer Gebirgsverein, VII. Lerchenfelderstraße 39.
7. K. k. Maximilian-Gymnasium, IX. Wasagasse 10.
8. Institut Szanto, Privat-Volks- und Bürgerschule, II. Obere Donaustraße 43.
9. K. k. Sophien-Gymnasium, II. Zirkusgasse 43.
10. Privat-Lehrerseminar, Strebersdorf.
11. Beschäftigungskurs für polnische Mittelschüler, XX. Unterberggasse 1.
12. Volksschule für Mädchen, XX. Staudingergasse 6.
13. Wiener Handels- und Gewerbeverein.
14. Volksschule für Mädchen, XX. Wintergasse 34.

Schluß der Redaktion: 15. März.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Almenwirtschaft und Hirtenleben in der Mährischen Walachei.

Von Dr. Ludomir Ritter v. Sawicki, Krakau.

(Mit 11 Textabbildungen und 5 Abbildungen auf 2 Tafelbildern.)

(Fortsetzung.)

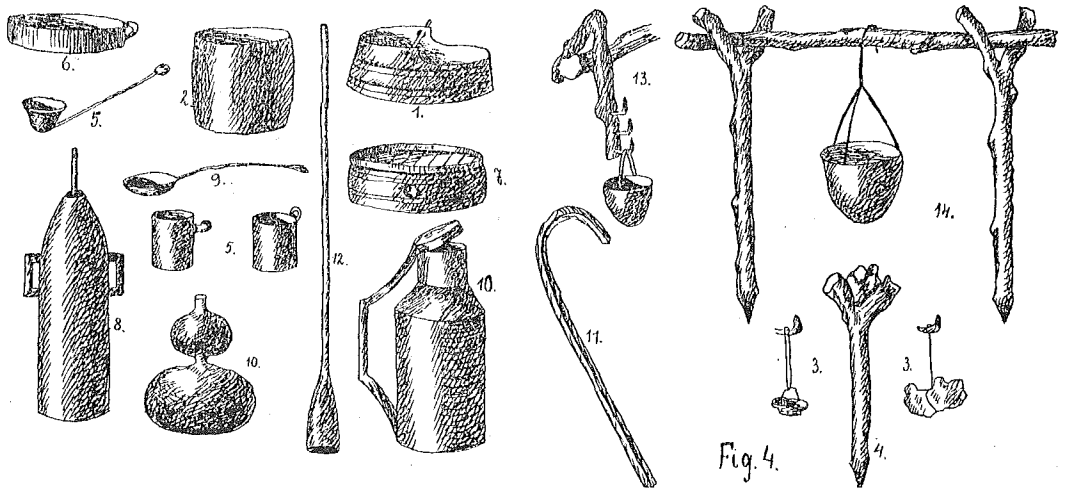
11. Anzahl der Almen. Im ganzen gibt es heute (1912) in der Mährischen Walachei noch 40 Almen, von denen 3 innerhalb der Gemeinde Rožnau, 3 in Hutisko, 1 in Widče, 3 in Hallenkau, 1 in Austy, 8 in Neu-Hrozenkau, 1 in Karlowitz, 5 in Jaszena, 1 in Lhota francova, 2 in Lhota nedašova, 4 in Nedašow, endlich 1 in Štítne liegen. Wie wir sehen, gibt es also noch drei Herde dieses Almenlebens, und zwar um Rožnau, Hrozenkau und Brumov. In früheren Zeiten gab es jedoch Almen in fast allen Gemeinden dieser karpatischen Berglandschaft, so daß die einst wirtschaftlich einheitliche Fläche in einer Zersetzung, einem Zerfall in neue Einheiten begriffen ist. Eine ganze Anzahl großer Almen, von deren einstiger Existenz die heute noch lebende Generation weiß, habe ich ebenso wie die noch heute bestehenden Almen und die Schafzucht treibenden Hofer auf der Kartenskizze (Fig. 1) angegeben.

12. Die Salaschen. Das ganze Treiben der Almenwirtschaft konzentriert sich um den Salasch: derselbe besteht (siehe Abb. 3, Taf. II) aus einer Wohnhütte für die Hirten (*koliba*), einem Unterschlupf für das Vieh (*pajta*) und einer Umzäunung für dasselbe (*košár*). Es ist hervorzuheben, daß, abweichend von den sonst in den Karpaten herrschenden Zuständen, die Koliben in der Mährischen Walachei durchaus nicht primitive Gebäude sind, die nur für ein Jahr berechnet und alljährlich neu gebaut werden. Im Gegenteil kann man immer eine relative Festigkeit dieser Gebäude beobachten. Die Koliben, meist aus dicken, in verschiedener Weise miteinander verbundenen Stämmen aufgebaut, haben senkrechte Wände, auf die ein zweiseitiges mit Schindeln gedecktes Dach aufgesetzt wird (siehe Abb. 1 u. 4, Taf. I, II). Manchmal steht dieser Salasch auf einem steinernen Unterbau oder wenigstens auf einer Steinlage (Fig. 3), hat auch hie und da die Wände an der Außenseite mit Brettern verschalt, die Ritzen zwischen dem Gebälk mit Ton verschmiert, das Schindel-
dach noch besonders mit Brettern oder Stroh gedeckt.



Steinlage für die Wände eines Salasch.

13. Deren Einrichtung. Sowohl in dem Größenverhältnis wie in der Raumeinteilung fand ich eine ziemlich große Mannigfaltigkeit. Der größere Teil der Koliben ist einstubig. Auf einer Fläche von 2 bis 3 m im Quadrat befindet sich der Liegeplatz des Hirten auf dem gestampften Boden oder auf einer Bretterbank an der Wand, die Stelle fürs Feuer (*vatra*), dann ein Pult aus einfachem Brett, auf dem der Hirte die *Geleta* und andere Geschirre, das Salz, den ärmellosen *Serdak* und die langärmelige *Huňka* sowie andere kleinere Gerätschaften, die er in seiner bescheidenen Lebensführung braucht, unterbringt. Die *Geleta* ist ein Holzgefäß von charakteristischer Gestalt (Fig. 4, 1, siehe auch Abb. 1, Taf. I), welches beim



Erläuterung der Ziffern:

- 1 Geleta, 2 Putyra, 3 Befestigung des Salzes in Körbchen, auf Schnüren, 4 im Bidlo, 5 Čerpak, 6 Misa, 7 Oboňa, 8 Maselnica, 9 Vařecha, 10 Milchkrüge, 11 Vrub, 12 Fujara, 13 Kumhár, 14 Kessel über der Watra an den Sochas befestigt.

Melken der Schafe verwendet wird. Die *Putyra* (Fig. 4, 2) ist ein großer, an 40 cm hoher Holzzeimer, in dem der Käse bereitet und die *Zinčica* aufbewahrt wird; allerdings werden diese alten Holzgefäßformen heute schon vielfach durch Blechgefäße ersetzt. Das Salz für das Vieh legte man in früheren Zeiten allgemein auf eine Reihe von Steinplatten (*břilý*), die an einer besonderen, durch die Tradition überlieferten Stelle, auf dem *Solisko* sich befanden. Heute hängt man ganze Salzstücke an einem Faden in der Kopfhöhe der Schafe auf (Fig. 4, 3) oder legt sie in ein eigens zu diesem Zwecke geflochtenes Körbchen, befestigt es auf einem gespaltenen, in die Erde gesteckten Ast (*bidlo*) (Fig. 4, 4) oder schüttet es endlich in pulverisierter Form in eine Holzkrippe (*korýtko*). Auf dem *Radhošt* hebt man das Salz in besonderen Krügen aus Birkenholz auf. Gemahlen wird das Salz erst in der Koliba auf einer primitiven Handmühle, die aus einem unteren größeren platten Stein (*břila*) und aus einem kleinen Handstein (*těrač*) besteht.

In früheren Zeiten, als das Hirtenleben noch voll blühte, da noch auf jeder Koliba ein »bača« mit mehreren »valachen« lebte und arbeitete und die Herden 300 bis 500 Stück Schafe zählten, da war die Einrichtung einer Koliba nicht so bescheiden und ärmlich. Eine ganze Reihe von Einrichtungsgegenständen, die oft sehr hübsche und reich gezierte Formen aufweisen, hat man alten Koliben entnommen und sie im Walachischen Museum in Walachisch-Meseritsch an der Bečwa niedergelegt. Wir sehen hier eine ganze Reihe von Schöpfgefäßen (čerpák, mosúrek, korček, Fig. 4, 5), Schüsseln (misa, Fig. 4, 6), Milchgefäße (oboňa, Fig. 4, 7), Butterfässer (maselnica, Fig. 4, 8), endlich große Löffel (sběračka, vařecha, Fig. 4, 9), Krüge (Fig. 4, 10) und andere Gefäße, die meist aus einem Stück Holz geschnitzt sind und heute nur mehr sehr selten vorkommen. Damals hatte jeder Bača seinen Vrub, das heißt einen viereckigen, oben gebogenen Stock (vrub, Fig. 4, 11), an dessen Seiten er mit römischen Ziffern und mit heute sogar schon unverständlichen¹⁾ Zeichen die Anzahl der Schafe, die er übernahm, ihre Milchergiebigkeit, die Menge des übernommenen Salzes und schließlich diejenige des gelieferten Käses verzeichnete. Nur im Museum sehen wir auch heute die alte Hirtenschalmei (fujara), aus einem Stück Kirschenholz geschnitzt, 2,2 m lang, mit Bast umwunden (Fig. 4, 12), die zum Zusammenrufen der über die Hänge und Täler verstreuten Herde diente, wenn Nebel plötzlich fiel oder stürmisches Wetter eintrat.

In einer Ecke der Koliba, nicht draußen unter freiem Himmel, befindet sich die Stelle für das Feuer, das gleichzeitig zwei Zwecken dient: der Erwärmung der Koliba in kühler Jahreszeit und der Zubereitung des Käses aus gekochter Milch. Man befestigt den immer kupfernen Milchkessel vermittels eines Kumhárs (Fig. 4, 13), eines von Natur hakenförmig gekrümmten Astes, der an einer horizontalen Stange hängt. Letztere legt man manchmal über zwei gespaltene und in die Erde gerammte Socha (Fig. 4, 14); in denjenigen Fällen, wo die Koliba sich in der Nähe der dazugehörigen Bauernhütte befindet, trägt man die Milch nach dem Melken gleich dorthin und die Watra dient nur zur Erwärmung der Hütte.

Neben dem einstubigen Kolibentypus gibt es in der Mährischen Walachei häufiger als sonst in den Karpaten einen zweistubigen Typus, wo die kleinere Stube als Kammer zur Aufbewahrung der Lebensmittelvorräte, der Milch und vor allem des fertigen Käses und der Žinčica dient. Dieser »komornik pro brinzu« ist von der Hauptkammer durch eine Balkenwand mit verschließbarer Tür abgetrennt und enthält eine Reihe von Bretterpulten, die Gefäße, ein Faß für die Žinčica und eine verschließbare Truhe (truhla) für kleine Geräte und den fertigen Käse enthalten.

¹⁾ Ein Dreieck scheint Butter, ein Punkt Salz zu bezeichnen.

14. Die Pajta. In der Nähe der Hirtenkoliba befinden sich die Verschläge für das Vieh, in denen die Schafe die Nächte zubringen. Sie gehören zwei Typen an und heißen je nachdem Pajta oder Košar. Pajta ist im allgemeinen eine Hütte (Fig. 5, siehe auch Abb. 3, Taf. II), aus Holz errichtet, mit auf niedrigen Steinwänden aufgesetztem einseitigen Schindeldach. Allerdings gibt es auch Pajten, die Koliben sehr ähnlich, aus schweren Stämmen erbaut und mit einem zweiseitigen Dach

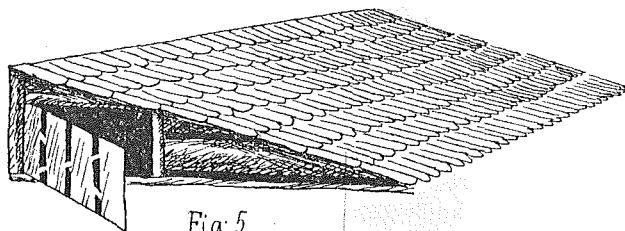
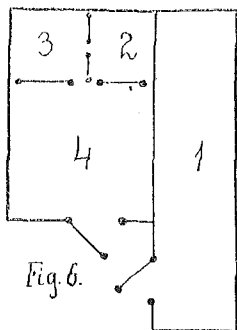


Fig. 5

Holzhütte, »pajta«.

gedeckt sind. Auch das Innere ist manchmal in mehrere Kammern geteilt, in denjenigen Fällen nämlich, wo dasselbe zur Aufnahme mehrerer Viehgattungen bestimmt ist. So hat die Pajta des Ország Juřik Pavelka im Hrubá Stanovnica-Tale (Neu-Hrozenkau) folgenden Grundriß (Fig. 6). Ähnlich besitzt auch der nachbarliche Salasch des Ország Pavlovský eine ausgedehnte, 10×8 m große Pajta mit hohem Schindeldach auf niedrigen festen Wänden, neben der die zweikammerige Koliba sich



Erläuterung der Ziffern:
1 Schafpajta, 2 Raum für
junge Kälber, 3 Raum für
Ziegen, 4 Raum für Kühe.

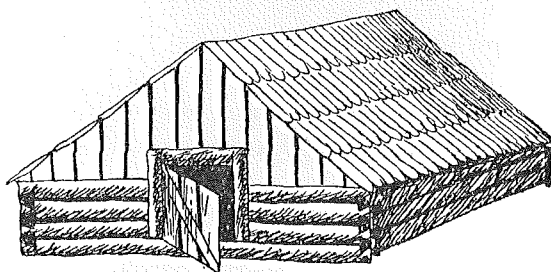


Fig. 7.

Pajta mit hohem Schindeldach.

als ein Nebengebäude darstellt (Fig. 7). Noch länger, aber schmaler (12×5 m) ist die Pajta des Jaroslav Ország Košut, nicht weit von den vorerwähnten gelegen.

Der in der Pajta während der Nacht sich ansammelnde Dünger wird von den Hirten auf den in der Nähe gelegenen Feldern herumgeführt. Außer dieser Art, die Viehzucht in den Dienst des Ackerbaues zu stellen, gibt es aber noch ein älteres System, das sogar in der Mährischen Walachei bis heute vorwiegend angewendet wird, das ist das Košárování.

15. Der Košár. Košár nennt man die primitiven Einfriedungen, welche dazu dienen, das Vieh während der Nacht an einer bestimmten Stelle zusammenzuhalten. Die Planken bestehen aus einzelnen Teilstücken, die leicht aus der Erde gehoben und an anderen Stellen eingerammt werden können. Diese einzelnen Teilstücke, welche aus Latten gefügt oder auch geflochten sein können, meist 1 bis $1\frac{1}{2}$ m lang

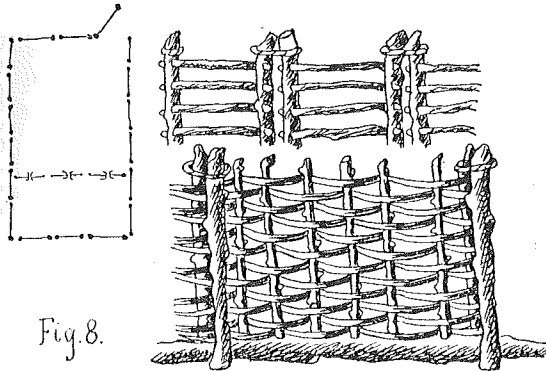


Fig. 8.

Zaunformen des Košár.

(Fig. 8, siehe auch Abb. 2 u. 5, Taf. I, II), werden durch Bast-
ringe zusammengehalten. Mit diesen tragbaren Wänden umstellt man eine gewöhnlich 6×8 m große Fläche, in die die Schafe während der Nacht hineingetrieben und wo sie ein- bis dreimal am Tage gemolken werden. Zu diesem Zwecke ist der Košár (wie die Pajta) durch eine leichte Wand in zwei Hälften geteilt

und in dieser Wand befinden sich Öffnungen in einer Zahl, die der Zahl der Hirten entspricht. Sollen die Schafe gemolken werden, so nimmt an diesen Öffnungen je ein Schäfer auf der Strunka Platz, während ein Gehilfe, der Hoňák, die Schafe durch die Öffnung treibt. Der Hirte erfaßt dieselben, stellt sie auf die Strunka, ein schiefes Brett, auf dem er sitzt und vor sich die Geleta hält, und melkt die Tiere (Fig. 9). Selten sind die Fälle, wo der Košár als Ganzes übertragen wird, ohne in Teilwände zerlegt werden zu können, wie ich solches zum Beispiel beim Ország Pavlovský im Stanovnicatale gesehen habe.

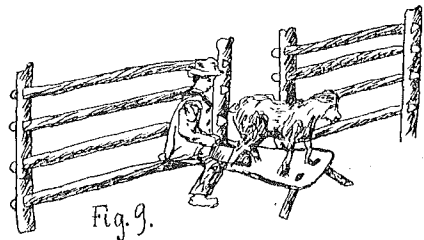


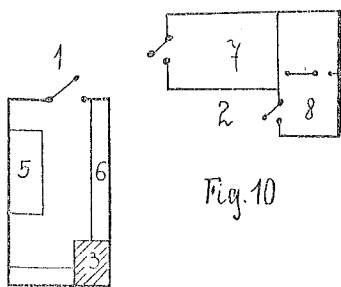
Fig. 9.

Melkender Hirt.

Im allgemeinen verschiebt man den Košár täglich um seine eigene Breite, so daß derselbe im Laufe eines Sommers auf einer zirka hundertvierzigmal größeren Fläche, als sein eigener Flächenraum beträgt, verschoben wird. So kann man also in dieser Zeit etwa 70 a, das sind ungefähr $1\frac{1}{2}$ Joch, düngen. Da man den Košár immer in der Nähe der Koliba behalten muß, so umkreist derselbe den jeweiligen Standort der Koliba konzentrisch. Es gibt allerdings in der Mährischen Walachei keine gefährlichen Raubtiere, welche die Schafe in der Nacht überfallen könnten, wie dies so oft in den Ostkarpaten geschieht. Doch könnten die ängstlichen Tiere durch einen Schrei, Schuß oder sonstwie außergewöhnlichen Lärm leicht erschreckt werden, davonstürzen und auf der blinden Flucht zugrunde gehen. Wenn der Košár

sich von der Hauptkoliba weiter entfernt, übernachten. die Hirten in der Nähe derselben in einem Verschlag, der aus Ästen schnell geflochten und im Windschutz an einen großen Raum angelehnt wird. Oder sie errichten sich kleine Hüttchen, die nur Raum für einen Mann haben ($1\frac{1}{2} \times 1 m$) und die sehr fest und doch leicht gebaut sind, daß sie zusammen mit dem Košár verschoben werden können. In etwas größerer Form finden wir solche tragbare Koliben, die auf starken Holzkufen aufgesetzt sind und von Stieren gezogen werden können, in der südlichen Mährischen Walachei, wo nicht auf Wiesen, sondern auf unregelmäßig verteilten Äckern der Košár aufgestellt und daher häufig gewechselt wird.

Indem die Schafe in dem Košár jede Nacht an einer anderen Stelle den Dünger niederlegen, wird hier selbsttätig in kurzer Zeit eine große Fläche gründlich gedüngt. Um diesen Dünger dann noch gleichmäßig zu verteilen, bedienen sich die Hirten des Ohřeblo, einer Art zahnlosen Rechens, der zur Einrichtung jeder besseren Koliba gehört. Dieses Dünngungssystem mittels eines Košárs wird selbst, wenn auch selten, auf den dicht bevölkerten Talböden angewendet. Dasselbe hat auch manchmal zu Übergangsformen geführt, in denen die Viehzucht sich mit dem Ackerbau kombiniert. So hat



Hofer auf dem Rakošovské pole.

Erläuterung der Ziffern:

1 Hoferhütte, 2 Stallhütte, 3 Herd, 4 Tisch,
5 Bank, 6 Kuhstall, 7 Kuhstall, 8 Schafstall.

zum Beispiel der Bauer Urban, vulgo Habela im Vrančatale (Neu-Hrozenkau) auf den Abhängen des Kotlinaberges in einer Höhe von ungefähr 750 m einen kleinen Salasch, wo er Sommers über 22 milchlose Schafe und 5 Kälber ausschließlich zum Zwecke der Felddüngung mittels Košárs hält. Alle diese Tiere sind nicht sein Eigentum, sondern werden von dem Bauer gegen Entgelt auf die Weide genommen. In früherer Zeit ist wohl auch auf diesem Salasch Milchwirtschaft getrieben worden, wie dies aus der Existenz

der Strunka in der Schafpajta hervorgeht (Fig. 10); aber heute ist die Salaschenwirtschaft zu einem Hilfszweig des Ackerbaues herabgesunken und hat das bezeichnendste Merkmal der Milchwirtschaft eingebüßt. Ähnlich verhält es sich auf den Salaschen des Holec und Leskovjan auf der Kladnatá (Hallenkau), wo die Schafe erst zu Ende des Juli nach dem Heugnen auf die hohen Wiesen getrieben werden, um sie zu düngen.

16. Die landschaftliche Bedeutung der Salaschen. Alle Gebäude, welche dem Sommeraufenthalt von Hirten und Schafherden dienen, sind ein charakteristischer anthropogeographischer Faktor im Landschaftsbild. Vergebens würden wir auf den Hügelländern und in den Niederungen Mährens diese kleinen fenster- und



Abb. 1. Der ältere, zweistubige Typus der mährischen Almen (Koliba auf der Černáhora am Radhošť), davor der Bača und Einrichtungsgegenstände (Kessel, Putyra, Wage).

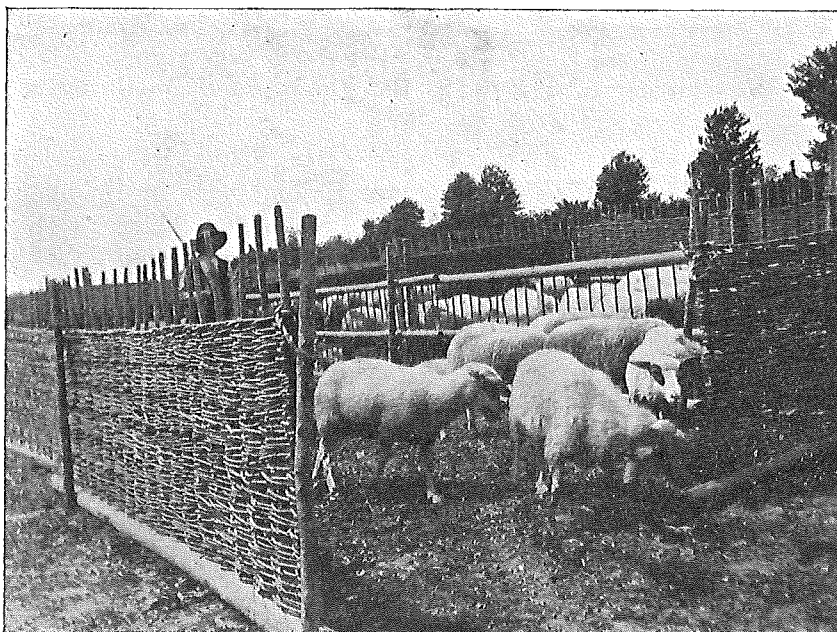


Abb. 2. Košár vom geflochtenen Typus (Štřina).

rauchfanglosen Hüttchen suchen, die regellos über Gebirgsrücken und Hänge verstreut sind, mit keinen größeren Wegen verknüpft erscheinen und scharf abstechen von dem dunkeln, gedüngten Wiesenstreifen, an dessen Ende der mit Schafen erfüllte Košár steht. Das sind die Brennpunkte, aus denen inmitten der ungünstigsten Lebensbedingungen und an den noch am wenigsten von der Kultur beleckten Stellen die menschliche Arbeit ausstrahlt. Das sind die Anknüpfungspunkte für den Kampf um die Fläche und um das Dasein, das sind endlich die Keime einer Dauersiedlung, eines Weilers oder eines Gebirgsdörfchens.

17. Die geographische Bedingtheit der Salaschen. Da es sich um eine anthropogeographische Erscheinung handelt, muß man sich fragen, in welchem Grade dieselbe von verschiedenen geographischen Verhältnissen abhängig ist. Die allgemein geographischen Elemente, von denen oben die Rede war, sind natürlich auch maßgebend für die Lage und das Aussehen jeder einzelnen Koliba. An erster Stelle ist in der Mährischen Walachei das Pflanzenkleid hervorzuheben. Denn weder die klimatologischen noch die hydrographischen Verhältnisse sind derart, daß sie von vornherein eine beliebige Lage des Salasch ausschließen oder erschweren würden. Die Landschaftsformen sind überall weich gestaltet und gestatten daher, die Koliba an jeder Stelle, sowohl auf den Hängen wie auf den Rücken, zu errichten. Von den 40 Salaschen, die es in der Mährischen Walachei noch 1912 gab, standen 8 Koliben auf Bergrücken, 25 waren an Hängen gebaut und nur noch 7 auf Talböden. Alle jedoch gehören zum Typus der Mittelgebirgskoliben.¹⁾

Wasser gibt es in der Mährischen Walachei überall genug, so daß bei der Auswahl des Platzes für einen Salasch man sich selten durch die Rücksicht auf das Wasser leiten läßt. Das hat allerdings zur Folge gehabt, daß in manchen Fällen man gezwungen ist, 1 bis $1\frac{1}{2}$ km Weg zu der 50 bis 100 m tiefer gelegenen Quelle zurückzulegen.

18. Exposition der Almen. Das Klima ist nirgends so ungastlich, daß es die Entwicklung des Hirtenlebens im Hochgebirge unmöglich machen würde. Weder die Niederschläge noch die Temperatur sind so niedrig, daß das Almenleben wegen Dürre oder vorzeitigen Frostes unterbunden wäre. Dies erklärt auch, daß zum Beispiel die Exposition gegenüber einzelnen bestimmten Weltgegenden in der Mährischen Walachei keine besondere Rolle spielt. Von den 40 Salaschen der Walachei haben:

8 N-, 3 NE-, 4 E-, 1 SE-, 10 S-, 2 SW-, 10 W-, 2 NW-Exposition. Die ganz regellose Verteilung obiger Ziffern erklärt sich daraus, daß aus morphologischen Gründen bei den Koliben der Nebenrücken, welche meridional verlaufen, W- und E-Exposition, bei denen der

¹⁾ Sawicki: Wędrówki I. c. str. 100.



Abb. 3. Koliba und Pajta Pustevna am Radhošt.



Abb. 4. Der jüngere, einstubige Typus der mährischen Almen (Štitna).

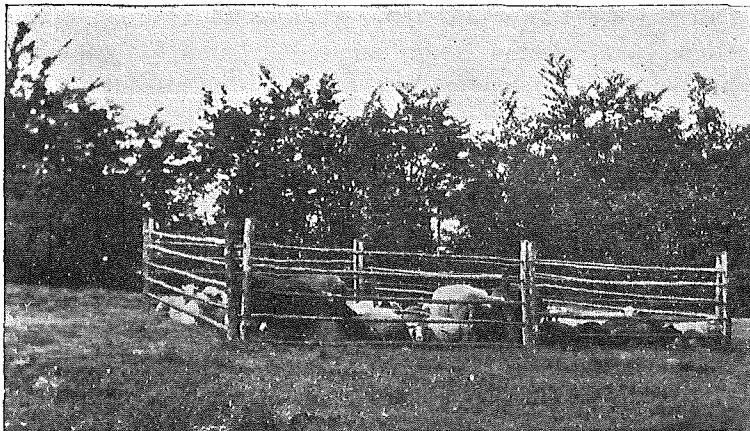


Abb. 5. Kožár vom Stangentypus (Pustevna).

Hauptgebirgsrücken, die vorwiegend in westöstlicher Richtung verlaufen, N- und S-Exposition vorherrscht. Es läßt sich auch in der Mährischen Walachei schwer der Einfluß der Gebirgsmassen auf den Verlauf der oberen Almengrenze nachweisen, wenngleich die Almen auf dem 1130 *m* hohen Radhošť und dem 1017 *m* hohen Javorník 1000 *m* Höhe überschreiten, dagegen auf dem dazwischen liegenden 912 *m* hohen Tanečnicarücken unter 850 *m* bleiben. Auch in dieser Tatsache sehen wir eher den Einfluß des Pflanzenkleides als den des Klimas.

19. Beeinflussung des Pflanzenkleides durch die Almenwirtschaft. Wenn also auf die Verteilung der Almen vor allem das Pflanzenkleid, die Verteilung der Wälder und der Hochgebirgswiesen maßgebend ist, so erscheint umgekehrt merkwürdig schwach der Einfluß der Almenwirtschaft auf das Pflanzenkleid. Schon seit alters vernichten in der Mährischen Walachei die Hirten die Wälder nicht mehr zugunsten der Weiden, wie dies in den übrigen Karpaten noch bis heute geschieht, wahrscheinlich wegen der besseren Waldaufsicht und des großen Holzwertes. Wir finden hier aber auch sehr selten die für die übrigen Karpaten so außerordentlich charakteristische Ruderalflora, die Schritt auf Schritt sonst den Viehherden folgt. Das Fehlen dieser besonders üppigen und großblättrigen Flora erklärt sich hier vielleicht daraus, daß die Košáren fortwährend verschoben und die eben gedüngten Flächen sofort angebaut, respektive in Mähwiesen verwandelt werden. Es unterscheidet sich eben die Almenwirtschaft der Mährischen Walachei von derjenigen anderer karpatischer Landschaften dadurch, daß hier die Dungwirtschaft fast das Übergewicht über die Milchwirtschaft gewonnen hat, während man sonst dem Dünger keinen Wert beimißt.

20. Die Almenwege. Wie alle menschlichen Siedlungen, sind auch die Hirtenalmen untereinander und mit den anderen Siedlungen durch ein Wegnetz verbunden, das in charakteristischer Weise verläuft und je nachdem eine verschiedene Dichte aufweist. In einem Land, wo die Dauersiedlungen fast zu derselben Höhe emporreichen wie die Almen und wo die Exploitation der Wälder sogar noch höher reicht als dieselben, kann keine Rede sein von einem Wegnetz, das ausschließlich der Almenwirtschaft dienen würde und nur für die periodisch mit derselben verknüpften Wanderungen von Tier und Mensch bestimmt wäre. Auf all diesen Wegen gehen nebeneinander und gleichzeitig die Bewegungen vor sich, welche mit Ausnützung der Waldschätze und mit den Lebensbedürfnissen der isolierten Paseken verknüpft sind. Wo immer wir die von den Herden benützten Wege beobachten, handelt es sich vor allem um Fußfade oder Karrenwege. Einige Eigentümlichkeiten haben jedoch die von den Herden und Hirten benützten Wege gemein. So führen sie am häufigsten auf den Rücken entlang und nicht in den Talgründen. Aus den Haupt-

tälern erheben sie sich möglichst schnell auf Seitenrücken in die Höhe und führen dann immer oben zum Hauptrücken. Diese Art ist für Hirtenwanderungen die bequemste, denn die Neigung der Wege ist möglichst sanft und gleichzeitig umgeht man auf die beste Weise die fruchtbaren und wohlbestellten Talgründe, wo die wandernden Schafherden Schaden anrichten könnten. Im Gegensatz zu den Hirtenwegen führen zum Beispiel die Waldwege möglichst lange im Talgrunde aufwärts, um erst an den steilsten Talstellen, nämlich im Quelltrichter, die Höhe zu erklimmen. Dies erklärt sich daraus, daß es am bequemsten ist, das Holz auf dem kürzesten Wege die steilen Hänge herunterzuschleifen; der Weg im Talgrund ist gleichsam die Sammelader für das Holz von den beiden Seitenhängen.

Eine andere Eigenschaft der Hirtenwege ist, daß immer eine ganze Anzahl von Pfaden neben- und durcheinander führt, miteinander zu einem dichten Netz verwachsend (*chodnički*). Während die einzelnen Pfade meist nur $\frac{1}{2}$ m breit sind, bildet dieses Geäder von Steigen einen Streifen von oft 20 bis 30 m Breite. Das entspricht der Entstehung der Pfade, welche hauptsächlich von den Tieren ausgetreten werden. Auf dem grünen Untergrunde der Wiesen, welche die sanften Hänge bedecken, sieht dieses Gewirr der sich miteinander verknötenden Pfade wie ein Gebirgsbach aus, der in zahlreiche Arme zerfällt, die nach kurzem, selbständigem Laufe sich wieder miteinander verbinden.

Die Beobachtung, daß die Hirtenwege hauptsächlich auf den Bergrücken entlang führen, bringt uns auf die Vermutung, daß sie sehr alt sind. Denn sie wurden dort angelegt, wo in Urzeiten der geringste Kraftaufwand für ihre Herstellung nötig war. In einem Land, wo die Gebirgsrücken sanft und breit sind und wo gleichzeitig die Talgründe infolge häufiger Hochwasser, ihrer Schmalheit und ihres steinigen Grundes dem Wegbau auf jedem Schritt Hindernisse entgegenstellten, ist anzunehmen, daß die ältesten und primitivsten Wege eben auf den Rücken entstanden. In den meisten Gemeinden hat mit dem raschen Niedergang der Almenwirtschaft natürlich auch das Wegnetz seine ursprüngliche Funktion eingebüßt. Im allgemeinen sind die Hirtenwege so kurz, daß die auf ihnen stattfindenden Wanderungen nicht unterbrochen zu werden brauchten und infolgedessen auch nirgends zur Entstehung von Siedlungen (Wirtshäusern, Stallungen etc.) geführt haben, die mit diesen Bewegungen in einem ursächlichen Zusammenhang stünden.

21. Die Wanderungen. Auch finden die Herdenwanderungen meist nur zweimal im Jahre statt. Der Aufmarsch ins Gebirge findet im Mai statt, in die niedrig gelegenen Almen ungefähr um den 1. Mai, in die höheren erst in der Mitte, respektive Ende Mai. Der Abmarsch von den Almen in die Winterquartiere fällt auf den September, und zwar fast überall gegen Ende des Monates. Der Tag des heiligen

Wenzel (28. September) ist besonders für die Rückkehr in die Täler beliebt. Natürlich hängt die Wahl des Tages für die Wanderungen von den eben herrschenden Wetterverhältnissen ab sowie auch von den Gepflogenheiten des betreffenden Dorfes (Tag eines gewissen Heiligen), endlich bei den Almen, wo die Herden verschiedener Besitzer weiden, von deren Verabredung. Immer geht die ganze Wanderung bis zur Sommerkoliba an einem Tag vor sich und wird nicht unterbrochen. Dies ist ganz natürlich, denn die Entfernung der Almen vom Dorf beträgt bei den 40 Almen:

bei 6	18	1	9	3	2	1	Almen
$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$	1	$1\frac{1}{2}$	2	3	Stunden.

Also durchschnittlich nur $\frac{3}{4}$ Stunden.

Nur in einem Falle konnte ich feststellen, daß trotz der unbedeutenden Entfernungen die Frühlings- und Herbstwanderung der Herden in Etappen stattfindet. Gegenüber der Charlottenhütte zwischen Neu-Hrozenkau und Groß-Karlowitz wohnen die Brüder Zajdlé, deren Schafe im Frühjahr auf den Koliben weiden, die an den Hängen der Hluboká erbaut sind, also etwa $\frac{1}{2}$ Stunde von den Talsiedlungen. Im Sommer hingegen machen sie dort den Kühen Platz und werden auf den Salasch im Rakošové pole im Stanovnicatale getrieben. Die Frühlingswanderung dauert zirka $\frac{1}{2}$ Stunde, die Sommerwanderung zirka 2 Stunden und ist begründet nur in der Kombination der Schafmit der Rindviehzucht. Von einem ähnlichen Falle, der aber heute nicht mehr praktiziert wird, hörte ich auch beim alten Josef Ország Vrančovský in Neu-Hrozenkau, der seine Herde im Frühjahr auf zwei bis drei Wochen in das Vrančatal auf die Hänge des Váleků Grůň sandte, im Sommer jedoch auf die Koliben auf dem Babínekberg, wo sie den ganzen Sommer über in Košáren blieben. Es ist aber klar, daß in diesen Fällen nicht die Rücksicht auf klimatische Verhältnisse, auf ein vielleicht langsames Sichzurückziehen des Winters in die Berge die Hirten zu den Etappenwanderungen zwang, sondern die Absicht, das Košárování besser auszunützen. Das ergibt sich auch daraus, daß oftmals auf einem und demselben Grundbesitz mehrere Koliben nebeneinander bestanden, auf denen die Schafe abwechselnd gehalten wurden, um so die verschiedenen Teile des Grundbesitzes zu düngen. So hatte zum Beispiel derselbe Ország Vrančovský auf dem Babínek in kurzer Entfernung voneinander vier Koliben, in denen die Schafe abwechselnd verweilten.

Auf größeren Almen rücken die Hirten mit ihren Herden während des zwanzigwöchentlichen Sommeraufenthaltes drei-, vier-, ja fünfmal herum, indem sie dabei auch die Koliba verschieben. Maßgebend ist dabei nicht nur die Rücksicht auf die zu düngende Wiese, sondern auch auf die Weidefläche. Darin kann man eine Analogie mit den periodischen Viehwanderungen auf den Steppen erkennen. Diese kleinen Wanderungen sind geregelt, wenn in einer großen Wirtschaft

gesondert von den Schafen auch Kühe gezüchtet werden; dann bestimmt man für die Kühe die besseren Weiden auf dem Grunde der Täler und überläßt den Schafen nur die weniger ergiebigen Gebirgsweiden. Im Herbst jedoch, wenn die Kühe infolge schlechten Wetters schon in die Wintersiedlungen zurückkehren und auch die Kuhweide schon abgefressen ist, dann nehmen die Schafe den Platz der Kühe ein, da sie das Gras knapp an der Erde abbeißen und widerstandsfähiger gegen Wetterunbilden sind, und verbleiben hier noch einige Wochen.

In diesem Falle werden auch die Kuhställe (*stanskó*) zu Schafställen dadurch umgewandelt, daß man sie mittels einer Querwand, in der sich die Strunka befindet, teilt und an die Hütte einen *Košár* anbaut (*honěnica*); Figur 11 stellt einen solchen in eine Pajta verwandelten Kuhstall mit der *Honěnica* aus dem Tale des *Hubičků potok* dar. Der *Košár* ist hier mit der

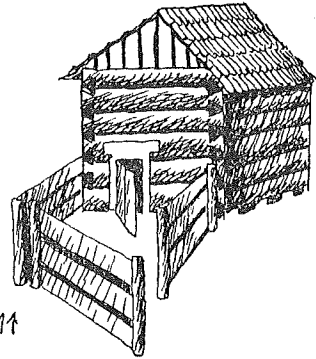
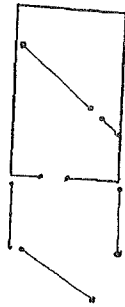


Fig. 11

Kuhstall, in eine Pajta verwandelt.

Koliba verwachsen und unübertragbar; daher muß der Dünger auf die Felder hinausgeführt werden. Der Hirt wohnt in der Dachstube. In diesen Fällen wird der Käse nicht an Ort und Stelle gemacht, sondern nach jedem Melken, im Herbst gewöhnlich nur einmal täglich, die Milch nach Hause getragen, von wo auch der Hirte mit Nahrung versorgt wird.

Sowohl bei den Saisonwanderungen wie auch während des alltäglichen Hüterns auf der Weide erleichtern den Hirten die Aufsicht Schäferhunde, die allerdings in der Mährischen Walachei keine Rassenhunde mehr sind. Man nimmt irgendwelche Hunde, die der Eigentümer zu diesem Zwecke abrichtet und dann verleiht. Er bekommt für den Hund, so wie für ein milchbringendes Schaf, 9 bis 10 Pfund Käse.

22. Die Milchproduktion. Der Aufenthalt auf den Almen dauert 20 Wochen. Dieser Zeitraum bildet die Grundlage aller wirtschaftlichen Berechnungen und in dieser Hinsicht unterscheiden sich die einzelnen Dörfer der Mährischen Walachei voneinander nicht. Tatsächlich wird diese Zeit manchmal abgekürzt, nie jedoch verlängert. Die Milchmenge, welche ein Schaf (*dojka*) täglich ergibt, nimmt regelmäßig mit vorrückender Jahreszeit ab. Diese Abnahme geschieht aber sprungweise, wenn schlechte Witterung oder frühzeitige Fröste eintreten. Diese allgemeine Regel erhellt unter anderem auch aus den genauen Aufzeichnungen, welche ich dem schon mehrmals erwähnten Josef Ország Vrančovský verdanke.

23. Das nomadische Element der Mährischen Walachei. Dank diesen Hirtenwanderungen und der Almenwirtschaft überhaupt gibt es in der Mährischen Walachei ein Bevölkerungselement und eine gewisse Zahl von Tieren, die ein nomadisches Leben führen. Auf den 40 Salaschen lebten im Jahre 1912 48 Hirten und 2315 Schafe. Diese Zahlen ergeben eine außerordentlich geringe Bevölkerungsdichte der Almen, die wir allerdings nicht genau feststellen können, da unsere Kenntnis der Größe des Almenterrains ungenau ist. Ein Hirt hat in der Mährischen Walachei durchschnittlich $48\frac{1}{4}$ Schafe in seiner Obhut. Das sind also Ziffern, die, mit den übrigen Karpaten oder anderen Gebirgen Europas verglichen, klar den unaufhaltbaren Niedergang der Almenwirtschaft in der Mährischen Walachei erkennen lassen.

24. Der Verfall der mährischen Sennwirtschaft. Teilweise allerdings wandelt sich die Schafwirtschaft in eine Rinderwirtschaft um. In früheren Zeiten hielt man auf den Hochgebirgsweiden ausschließlich Schafe, deren Herden durchschnittlich 300 bis 500 Stück umfaßten, wie dies nicht nur die noch heute in der Bevölkerung lebende Tradition, sondern auch historische Dokumente beweisen. Dies war auch ganz natürlich angesichts der Tatsache, daß die bescheidenen Hochgebirgsweiden in ihrer ursprünglichen Form zum Weiden von Rindvieh nicht ausreichten. Dieselben haben sich in den letzten Zeiten wesentlich gebessert. Immer seltener sieht man Schafe, immer häufiger Kühe, Ochsen und Kälber auf den Weiden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Die Rentabilität der Schafzucht hat sich im 19. Jahrhundert wesentlich verringert, vor allem wegen der erschwerten Arbeiterfrage. Die Bevölkerung greift heute viel lieber zu anderen Beschäftigungen, die sie nicht einige Monate von der Welt gänzlich abschneiden und die ihr auch viel größeren Verdienst geben. Derselbe Hirt, der noch vor einigen Jahrzehnten 20 bis 40 Kronen Entlohnung den Sommer über erhielt, verlangt heute 60 bis 80 Kronen, so daß dadurch die Region der Almenwirtschaft bedeutend erhöht worden sind. Es ist aber überhaupt schwer, einen Hirten zu bekommen, weil diese Beschäftigung nur eine saisonale ist; im Winter muß sich der Hirt nach einem anderen Erwerbszweige umsehen. So verstehen wir, daß auf vielen noch bestehenden Salaschen entweder sehr alte Hirten leben oder Verwandte des Besitzers.

In ähnlicher Weise wie die Arbeitskraft verringert sich von Jahr zu Jahr die Weidefläche. Die Wiesen werden, soweit es möglich ist, durch künstlichen und natürlichen Dünger in Mähwiesen umgewandelt, das übrige zwangsweise oder freiwillig bewaldet. Die Großgrundbesitzer zum Beispiel, welche in früheren Zeiten gern Hochgebirgsweiden an die Bauern verpachteten, gestatten heute die Errichtung eines Salasch auf herrschaftlichem Grunde nicht mehr. Die für die Salaschen nötige große Weidefläche erhielt man in früheren Zeiten dadurch, daß es damals noch Gemeinbesitz gab. Der Gemein-

besitz (wohl zu unterscheiden vom Gemeindebesitz) konnte sich aber nur so lange erhalten, als alle Teilhaber in Eintracht miteinander lebten. Jeder Zwist bedrohte den Gemeinbesitz mit Parzellierung, und tatsächlich sind bis heute alle ursprünglichen Gemeinbesitze teils freiwillig, teils zwangsweise parzelliert worden. Dadurch ist aber die einem einzelnen zu Gebote stehende Weidefläche so sehr verringert worden, daß das Halten eines Salasch unmöglich geworden ist. Von den meisten großen Salaschen, die verschwunden sind und die einst bis zu 20 und 30 Teilhabern zählten, wird berichtet, daß sie durch die Parzellierung des Weidegrundes zugrunde gegangen sind.

Fügen wir hinzu, daß durch die amerikanische und australische Konkurrenz der Preis der Schafwolle außerordentlich zurückgegangen ist (1 Pfund Wolle kostete früher 2 Kronen 20 Heller, jetzt nur mehr 1 Krone), daß die Molke (*žinčica*) nicht sehr gesucht und nicht viel wert ist, daß allerdings der Preis des Fleisches und des Käses gestiegen ist (letzterer von 17 bis 20 Kronen auf 25 bis 28 Kronen), doch nicht so stark, um den sonstigen Preisrückgang aufzuwiegen; weiter, daß besonders seit der Erbauung der Eisenbahn und besserer Verkehrswege der Abfluß der Bevölkerung erleichtert und dadurch die Arbeiterfrage erschwert wurde, dem Vordringen eines intensiveren Wirtschaftslebens Vorschub geleistet, schließlich die Lebensbedürfnisse jedes einzelnen erhöht wurden, so wird uns der so oft festgestellte Rückgang der Almenwirtschaft nicht mehr wundern.

Selbst die Natur schien sich mit der menschlichen Kultur gegen diese Almenwirtschaft verschworen zu haben, denn die in den letzten Jahrzehnten herrschenden klimatischen Unregelmäßigkeiten, besonders die Trockenheit des Sommers, frühzeitige Fröste, trugen das ihre dazu bei, um den Gewinn von der Almenwirtschaft zu verringern. Die wenigen Versuche, die gemacht wurden, um die ersterbende Almenwirtschaft wieder zu neuem Leben zu rufen, so das von Großgrundbesitzern vor einigen Jahren gemachte Experiment, eine moderne große Almenwirtschaft auf eigene Kosten zu führen, sind aus verschiedenen Gründen, besonders auch wegen der klimatischen Unbilden mißlungen. Der mährische Landeskulturrat, der allerdings auch die ostmährische Schafzucht und Sennwirtschaft für eine dem Aussterben geweihte Wirtschaftsform hält, versucht, wenigstens in einzelnen Fällen, durch eine Verbesserung der Schafrassen (es wurden früher Merinoschafe, jetzt auch friesische Schafe zur Aufbesserung der Rassen eingeführt), durch eine Subventionierung der Weiden, Melioration und Drainierung derselben diese Almenwirtschaft zu heben. Diese Aktion jedoch wird schwach geführt in der Überzeugung, daß den natürlichen Prozeß niemand aufzuhalten imstande ist, und hat auch zu keinem bedeutsamen Ergebnis geführt.

Wir sehen hier im ungleichen Kampf miteinander zwei Systeme der Viehzucht: ein extensives, einheimisches System der Almenwirtschaft,

das ungenügend durch die geographischen Verhältnisse vorbedingt ist und selbst bei günstigen geographischen Verhältnissen mit wachsender Kultur sich umwandeln mußte, mit einem zweiten, rentableren System der Hausviehzucht, die aus den mährischen Niederungen durch die höhere Kultur importiert und durch größere Investitionen der Almenwirtschaft überlegen gemacht wurde. Der Prozeß der Verdrängung des alten durch das von Jahr zu Jahr erstarkende neuere System geht so schnell vor sich, daß wohl in einigen Jahrzehnten, vielleicht schon früher, die ostmährische Almenwirtschaft der Vergangenheit angehören wird.

(Schluß folgt.)

Die alte bäuerliche Beheizung in Oberösterreich.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit 4 Textabbildungen.)

Die Bewohner Oberösterreichs sind aus mehreren Ursachen in ihrer Lebensweise sehr konservativ und haben daher vielfach uralte Gewohnheiten bewahrt oder nur wenig umgestaltet. Die Häuser und auch die Einrichtung derselben wurden freilich schon im vorigen Jahrhundert bedeutend vergrößert infolge des lebhaften Verkehrs und besonders der großen Fortschritte der Landwirtschaft durch Auflassung der Brache und Befreiung von der herrschaftlichen Untertänigkeit. Die damit erfolgte Vermehrung des Ertrages zwang zu beträchtlicher Vergrößerung der Baulichkeiten und erlaubte auch eine Verbesserung der Lebensart. Dies geschah jedoch hauptsächlich nur in verkehrsreichen, fruchtbaren Gegenden und in der Nähe größerer Städte, während in abgelegenen ärmeren Landstrichen Altes fortlebte, wovon so viel übrig geblieben ist, daß man sich ein genügendes Bild des früheren Zustandes machen und fast alle Entwicklungsstufen erkennen kann. Nachdem über die Heizungen in Oberösterreich bisher wenig bekannt geworden ist, soll hiemit das Wichtigste davon der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die hier niedergelegten Schilderungen beruhen in erster Linie auf den gelegentlich mehrerer Reisen und durch schriftliche Anfragen bei einer Reihe erfahrener Männer gesammelten Auskünften, welche mir wiederholt mit Geduld erteilt wurden, wofür ich hier den geziemenden Dank abstatte. Im Landesmuseum zu Linz fand ich sorgfältig gewählte Gegenstände von heimischen Heizungen und in dessen reicher Bibliothek sowie in der k. k. Studienbibliothek die einschlägigen Werke. Die benützten Quellen sind in den Fußnoten angegeben.

Der größte Teil des Landes ist mit Einzelgehöften besiedelt, im mittleren Teil diesseits und in einem schmalen Streifen jenseits der Donau mit großen Gütern, deren selbstbewußte Besitzer in gewissem Sinne einigen Luxus treiben, doch sich stolz als Bauern bekennen und auch als solche leben. Im Heizungswesen folgen sie den Städtern

in gewisser Entfernung nach, so daß für uns dort wenig zu holen ist. Im südlichen Teil des Landes, so weit das Gebirge reicht, wo die staatliche Salzgewinnung, Eisenindustrie und Heimarbeit betrieben werden, verschwindet der Bauer mitten im bescheiden lebenden Arbeiter. Nördlich der Donau dagegen, wo längs des Flusses noch viele, doch bescheidenere Einzelgehöfte, längs der böhmischen Grenze jüngere Dörfer stehen, gewährt das hohe Granitplateau den Bewohnern nur kärgliches Einkommen, umsomehr als bis in die Jetztzeit der Verkehr wegen der ungünstigen Bodengliederung sehr beeinträchtigt war. Infolgedessen haben sich dort so manche recht bescheidene Einrichtungen erhalten, welche übrigens nach einzelnen Resten in den reicheren Gegenden auch für diese Rückschlüsse erlauben. Wo ich Beziehungen mit Niederösterreich und Steiermark fand, ist dies stets bemerkt.

Die ältesten Nachrichten von bäuerlichen Heizungen in unserem Landefinden wir im Bauernepos Helmbrecht von Wernher dem Gärtner¹⁾ vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, als dessen Schauplatz man die Umgebung des Weilharter Forstes südwestlich von Braunau gegenüber der Mündung der Salzach in den Innfluß zu erkennen glaubt. Aus der Geschichte Helmbrechts, des Meiers, also eines größeren Landwirtes, ist zu entnehmen, daß die Bauern jener Zeit in behaglichem Wohlstand lebten und deren Söhne ritterliches Gehaben nachahmten. Im Hause werden Küche, Keller, Kammer genannt, Schrank und Ofen erwähnt. Dieser war nieder, breit und lang, da man darauf zu schlafen pflegte. Eben deshalb stand er auch in der Stube, wenn er auch von der Küche aus zu heizen war. Er ist so groß, daß sich darin mehrere, also mindestens zwei Männer verbergen konnten. Es mußte daher ein Backofen gewesen sein, der auch zum Heizen diente, wie dies früher allgemein war und noch jetzt vorkommt.²⁾ Es werden Gänse auf dem Spieß gebraten und andere gute Speisen gekocht, daher die Küche wohl eingerichtet war.

Spätere Nachrichten haben wir diesfalls nicht. Die Weistümer von Oberösterreich sind leider noch nicht wie für die übrigen deutschen Kronländer gesammelt, und so müssen wir uns daher damit behelfen, aus älteren Häusern, durch Literatur und Vergleichung mit anderen rückständigen Gegenden die Vergangenheit zu erforschen. Zunächst finden wir in gebirgigen Teilen um den Attersee und im nordwestlichen Mühlviertel, wenn auch nur selten oder in der Erinnerung älterer Leute, Häuser mit gewesenen Rauchstuben, wo nämlich sämtliche Heizungen in der Stube sind, der Rauch sich an der Decke ansammelt und durch eine große Öffnung über der Tür in das kalte Vorhaus, weiter in den Dachraum und von

¹⁾ Sorgfältige Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen von Direktor Dr. Konrad Schiffmann.

²⁾ Verfasser in „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Bd. XVII, S. 39.

dort irgendwie ins Freie strömt. In der äußeren Stubenwand sind zwei Reihen Fenster übereinander angebracht, unten meist drei, oberhalb zwischen diesen noch eines oder zwei kleinere. Die Besitzer nennt man spottweise »Fünffensterbauern«. ¹⁾ Sie sind auch im nordwestlichen und südlichen Niederösterreich, bei den Heanzen in Südwestungarn, sehr häufig in Steiermark, besonders um Vorau, vorhanden, so daß man auf einstige allgemeine Verbreitung schließen kann. ²⁾ Die erwähnten Häuser sind oder waren alle aus Holz in Blockwerksbau hergestellt. Interessant ist die Anwendung dieser Fensteranordnung in Mauerwänden im Innviertel zu Ranshofen bei Braunau. ³⁾ Außer den gewöhnlichen, noch mittelgroßen Fenstern ist oberhalb rechts ein kleines Fenster, treffend »Sterngucker« genannt, bestimmt zum Rauchausslassen, der doch hier nicht in großem Umfange auftreten kann, da eine geschlossene Heizung besteht. Derlei obere Fenster stammen daher aus einer einstmaligen Rauchstube oder wurden gedankenlos aus einem früheren Holzbau mit Rauchstube herübergenommen. Wir können deshalb annehmen, daß diese Beheizungsform in Oberösterreich fast allgemein war, wie man sieht, im Gebirge noch vor kurzer Zeit, in offenen reicheren Gegenden vielleicht noch im 18. Jahrhundert. Das Epos Helmbrecht spricht nun dagegen, das Fünffensterhaus und der »Sterngucker« dafür. Wer nichts Besseres kannte, wußte sich mit der Rauchstube ganz gut abzufinden. Der das Haus durchziehende Rauch wärmt es im Winter vollständig, er bewahrt das Dach vor Fäulnis, das durchräucherte Futter schützt das Vieh vor Seuchen. Der Glanzruß am oberen Teil der Wände war zwar unangenehm, da man dorthin weder Gerät noch Kleider hängen durfte, man bewahrte diese Sachen eben an anderen Orten. Die Helmbrechtsche Heizung war wahrscheinlich nur eine seltene Ausnahme. Fr. Keinz, der sich mit dem Werke eingehend befaßt hat, will in dem Verfasser Wernher dem Gärtner einen Pater des 1125 gestifteten Klosters Ranshofen bei Braunau a. I. sehen, welches seine untertänigen Bauern durch herumgesandte Mönche in Landwirtschaft unterrichten ließ, die davon manches Neue auch in Hausbrauch und Kochen annahmen. Diese Einwirkungen haben sich aber doch nur auf einige Untergebene des Klosters erstreckt und sind unter den ursprünglichen Zuständen der Umgebung wieder untergegangen.

Der nächste Fortschritt bezweckte die Wegschaffung des Rauches aus der Stube, die damit beim Fünffensterhaus das ganze Jahr im oberen Teil gefüllt war. Man trennte also das Kochgeschäft

¹⁾ Nach Herrn Baumeister Franz Lösch in Schörfling und Herrn Gemeindegemeinsekretär Haßleder in Neufelden.

²⁾ Bünker, Tafel Steiermark Nr. 8 des Österreichischen Bauernhauswerkes bringt eine Giebelansicht des Köhlerhauses in Kemelberg bei Köflach. Weiteres darüber vom Verfasser im Textbuch dieses Werkes S. 120.

³⁾ Nach Herrn Hugo v. Preen, Osternberg bei Braunau.

von der Wohnung ab und setzte Herd, Backofen und Kessel in ein Nebengemach, die Küche, wie es in Klöstern und Burgen längst der Fall war, daher auch der Name lateinischen Ursprunges ist. In größeren Bauernhöfen bestand schon lange Zeit auch wegen des großen Speisbedarfes eine besondere Küche und gegenwärtig wird südlich der Donau meist nur dort gekocht, im Innviertel wird der Ofen dazu ausnahmsweise benützt. Zum Wärmen der Stube ließ man den Backofen von der Küche aus, wo Heizung und Rauchabzug war, in die Stube hineinragen und nannte ihn einfach Ofen. Dies war ungefähr der Stand in Helmbrechts Haus. Damit war ganz gut auszukommen. Man konnte im Backofen Mehl- und Fleischspeisen backen und braten. So war noch Roseggers Geburtshaus und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts und bis heute sind noch zahlreiche Häuser derart eingerichtet. Doch das Mühlviertel ist zum großen Teil noch nicht so weit, und auch diesseits der Donau galt dies auch bis vor kurzer Zeit als ein bedeutender Fortschritt, wie man später sehen wird.

Wir wollen uns nun mit den einzelnen Teilen der Heizungen näher befassen und dabei die steten Verbesserungen wahrnehmen. Die Rauchstube war immer ziemlich hoch, da sonst der Rauch zu weit herunterreichen konnte. Wo bereits eine besondere Küche mit offenem Herd bestand, war über diesem wie auch in anderen Alpenländern ein flachgekrümmter, wagrecht von der Mauer herausragender Deckel befestigt, der Feuerhut, -kobl, auch -kogl genannt, damit die vom Feuer in die Höhe gerissenen Glutstücke nicht die Küchendecke entzündeten, an den sie anstießen und wieder ins Feuer herabfielen. (Abb. 12.)¹⁾ Wo bereits ein Schlot eingeführt war, entfiel der Feuerhut. Der Rauch vom Herd und Backofen sowie auch von dem Kesselfeuer der Rauchstube strömte durch eine große Öffnung über der Zimmertür in das Vorhaus (sonst auch Haus, Laube genannt), dann meist in den Dachboden und durch die Fugen der Legschindeln oder besondere Öffnungen ins Freie. Dieser Teil des Bodens war daher für Schlaf- und Vorratskammern nicht zu verwenden, ebenso konnte ein Obergeschoß nicht aufgesetzt werden. Eine Nachricht bestätigt dies auch für Oberösterreich.²⁾ In Lichtenbuch, westlich des Attersees, im Gebirge trocknete man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die naß gewordenen Garben, indem man sie im Dachbodenraum aufrecht stellte und den Rauch vom Herd durchstreichen ließ, was auf die gleiche Einrichtung schließen läßt.³⁾ Es ist dies ähnlich bei den Letten³⁾ und auch sonst in Rußland üblich. Blumenbach schreibt noch in den Dreißigerjahren, daß in Oberösterreich

¹⁾ Siehe Österreichisches Bauernhauswerk, Textband S. 123, Abb. 19.

²⁾ Pillwein B.: Geschichte, Grenzen und Statistik des Erzherzogtums Österreich ober der Enns und Salzburg. 5 Bände. Linz 1843. Hausruckviertel.

³⁾ Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten, vom Verfasser im Auszuge wiedergegeben in „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, XIII, S. 168.

Häuser vorkommen, wo wegen Mangels eines Schlotes der Rauch durch die Tür oder das Dach abzieht.¹⁾

Nach oder auch noch vor der Befreiung der Rauchstube vom Rauch kam man zur Einrichtung eines Schlotes. Jedenfalls war beim Rauchstubenhaus ein solcher nicht nötig und oft kaum erwünscht. Wo man an der Verbreitung des Rauches im Dachboden Anstoß nahm, etwa denselben zu Schlaf- oder Vorratskammern verwenden wollte, fing man den Rauch beim Austritt ins Vorhaus mit Holzschläuchen ab und führte diese über Dach.²⁾ Dies war der Ursprung des Schlotes

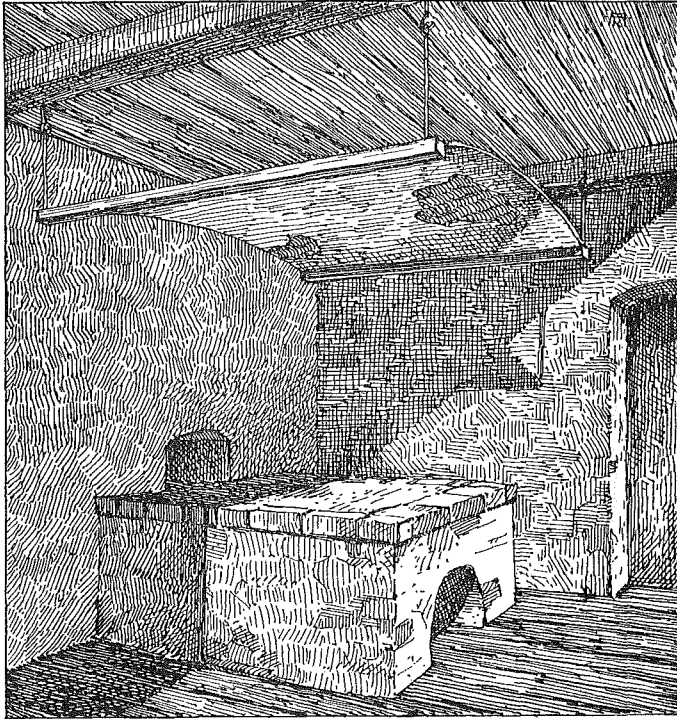


Fig. 12. Herd mit Feuerkogel.

und jedenfalls war er anfangs allgemein aus Holz und ist es heute noch oft in den Alpenländern. Zeitlicher ist er in Städten und Märkten zu finden, da man bei Aufsetzung eines Obergeschosses, wie es dort nötig war, den Rauch zusammengedrängt abführen mußte. In Niederösterreich erscheint er im 15. Jahrhundert einzeln auf dem Lande.³⁾ In Oberösterreich kam er kaum vor dem Ende des 18. Jahrhunderts teilweise zur Verwendung, da 1782 und später zahlreiche Gesetze über feuersichere Bauweise erschienen, wo die Einführung

¹⁾ Neues Gemälde von Österreich.

²⁾ Siehe Österreichisches Bauernhauswerk, Texttafel III, Abb. 8–11, und die zugehörigen großen Tafeln und Textabb. 37, S. 139.

³⁾ Verfasser in „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, XVII, S. 41.

des gemauerten Schlotcs wiederholt verlangt wurde. Nur in Holzhäusern waren dann Holzschlote erlaubt. Der Beginn war jedenfalls die Einführung des lange Zeit hölzernen Rauchmantels, welcher bezweckte, sich von den bei jedem Luftzuge hin- und herwogenden Rauchwolken zu befreien. Man faßte den Rauch über dem offenen Herd durch einen nach oben trichterförmig zulaufenden Deckel, welcher ihn zunächst in den Dachboden leitete. Nachdem man gelernt hatte, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Durchdringung eines weiten Rohres in der Dachdeckung verursachte, da stets Regenwasser einzudringen versuchte, ging man daran, den Rauch über Dach abzuleiten, was lange Zeit durch Holzröhren geschah, wie vorhin entwickelt wurde. Unter den Rauchmantel mündeten auch die Rauchabzüge vom Ofen, Backofen und Kessel. Für Sparherde waren sie wegen der heiß abziehenden Rauchgase nicht verwendbar.

Nach der Trennung der Feuerstätten blieben aber die einzelnen Bestandteile stets nahe beieinander, einzeln durch Mauern getrennt und hatten nur gemeinschaftliche Rauchabführung. Dies beruhte auf Einwirkung der Gutsherren, denen an vielen Orten die unentgeltliche Beistellung des Bau- und Brennholzes oblag und die daher auf möglichste Sparsamkeit drangen. Die 1595 ausdrücklich mit einem Gulden für jede Feuerstätte zu entrichtende Rauchsteuer, welche wahrscheinlich teilweise schon früher bestand, schränkte den Bauer diesfalls ein.

Die Küche war nun statt der Stube von Rauch erfüllt, selbst bei Verwendung des Rauchmantels, wenn auch hier außerhalb desselben in geringerem Maße. Sie hieß deshalb Schwarze oder Rauchküche, auch Sommerküche, wo man, wie später erläutert wird, nur im Sommer, sonst in der Stube kochte. Nachdem man schon in der Stube die Wand, wo die Heizung anstieß, aus Lehm oder Mauerwerk machen mußte, zum Schutz des offenen Feuers gegen seitlichen Zug auch kurze vorspringende Wände errichtete, kam man endlich darauf, die Feuerung ganz einzuschließen. Bei Ärmern im Vorhause, bei anderen in großen Küchen wurde ein kleiner Raum ummauert und nur eine niedere Öffnung mit oder ohne Tür gelassen. Innen stand der Herd, nach Bedarf auch ein Kessel, anfangs mit Drehkran, dann eingemauert, schließlich noch der Branntweinkessel. Die Heiz- und Rauchöffnungen für den Stuben- und Backofen mündeten hier und es blieb nur so viel Raum, daß eine Person arbeiten konnte. Die Größe betrug nach Bedarf 2 bis 4 m. In kleinen Wirtschaften wie auch im Böhmerwalde ist die kleine Schwarze Küche allein vorhanden, in größeren stand sie in der nun fast rauchlosen Küche, wo die Vorbereitungsarbeiten geschahen, wie sonst im Vorhaus oder in der Stube. Nach oben zogen sich die vier Mauern zum Schlote zusammen. Wenn die Küche bereits einen Schlot hatte, kam man auch ohne Schwarze Küche aus. Der Backofen war früher, wie

erwähnt, in die Stube zugleich als Heizofen eingebaut, dann wurde er, als lästig im Sommer, außen an die Küche, beziehungsweise Schwarze Küche angeschoben und ragte so, mit Dächlein abgedeckt, über die Hausmauer hinaus. Bei Raummangel wurde er auch unter den Herd gelegt, wo für das Einschließen eine gewöhnlich mit Holzdeckel geschlossene Grube bestand. In größeren Wirtschaften ist der Backofen auch in besonderem Häuschen oder zusammen mit dem Dörrhaus für Flachs und Obst untergebracht. Schwarze Küche und Rauchmantel kommen beide noch jetzt vor. Da in den vorgeschrittenen Gegenden südlich der Donau der Rauchmantel, im Mühlviertel und im Böhmerwalde die abgeschlossene Schwarze Küche herrscht, so ist diese offenbar älter. Sie war eine notwendige Anlage in den früher fast ausschließlich aus Holz bestandenen Wohnhäusern, um die Feuerung zwischen gemauerten Wänden einzuschließen. In den wohlhabenderen Gegenden waren alle Küchen mit offenem Herd eingewölbt, mit oder auch ohne Rauchmantel. Der Schlot, unten weiter, steht an der dem Herd fernsten Stelle und der Rauch zieht am Gewölbe entlang und im Unterteil des Schlotes durch das Selchfleisch. Kann man den Schlot nicht weit genug vom Herd abrücken, so muß man darüber einen Feuerhut anbringen. Der Abstand von Schlot und Herd ist eine Vorsichtsmaßregel gegen das Ausfahren des sogenannten Schmalzfeuers, welches bei starker Erhitzung von Fett auf offenem Feuer, besonders beim Krapfenbacken, auftritt. Es findet dadurch die Entflammung des Fettes statt, welches damit das Pech im Schlot und dadurch das Stroh- oder Holzdach entzündet. In Wien entstand 1627 in einem kleinen Hause beim Zerlassen von Butter ein Brand, dem 300 Häuser, darunter mehrere öffentliche, zum Opfer fielen.¹⁾ In großen Gütern besteht oft eine besondere offene Küche mit hängendem Kessel zur Bereitung des Schweinetranks, in der Nähe des Schweinestalles gelegen, die »Saukuchel«.

(Schluß folgt.)

Eine rumänische Hänge- und Tragwiege.

Von Dr. Rudolf Trebitsch, Wien.

(Mit 3 Textabbildungen.)

Anlässlich meines kriegsdienstlichen Aufenthaltes in Karansebes in Südungarn (Komitat Krasso Szöreny) wurde ich auf das Objekt aufmerksam, das wir in Figur 13 wiedergegeben sehen. Es ist eine Hänge- und Tragwiege.

Sie präsentiert sich im großen und ganzen als eine ovale Holzschachtel. Die Länge beträgt 73, die Breite 25 und die Höhe der Wände 13 cm. Zur Verstärkung des Ganzen, das aus Birkenrinde hergestellt ist, findet sich an der oberen und unteren Umrandung je ein Reifen, der mittels Birkenbastes an der Unterlage befestigt ist. Die Wandung der Wiege, die aus einem Stück besteht, ist, entsprechend Figur 13, an der Vorderseite mittels zweier Reihen von Birkenbastschlingen zum Abschluß gebracht und durch

¹⁾ „Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich“, XXV, S. 152.

ebensolche mit dem Boden des Objekts fest verbunden. Der letztere ist behufs Abflusses der Exkremente mit neun Löchern versehen. In gleicher Weise sind nach Ploß¹⁾ Wiegen bei den Armeniern, Maroniten, Mongolen, Kalmücken, Dsungaren, Katschinzen, Ostturkestanen und Karagassen ausgestattet. Mit Recht führt der Autor diese Erscheinung in allen Fällen auf mangelhaften Reinlichkeitssinn und Bequemlichkeit der Mutter zurück. Dies dürfte wohl auch hier zutreffen. Eine lange Schnur erscheint in der Weise durch die Wiege durchgezogen, daß sie sie beiderseits an zwei Stellen quert, wie es auf Figur 13 ersichtlich ist. Sie wird von der Bäuerin selbst geflochten und hat die Form eines Zopfes, dessen einzelne Bestandteile sich durch verschiedene Farben — in diesem Falle Rot, Gelb, Blau und Violett — deutlich voneinander abheben. Unweit des oberen Randes der Wiege sind zwei Bastriemen von einer Längswand unseres Objekts zur anderen derart gespannt, daß sie über den Körper des daruntergelegten Kindes, senkrecht zu dessen Längsachse, hinweggehen und ihn, bei fester Knüpfung, auch fixieren. Ein Stück Holz dient dazu, die Wände der leeren Wiege auseinanderzuspreizen und deren etwaige Verbiegungen durch Witterungseinflüsse zu verhindern.

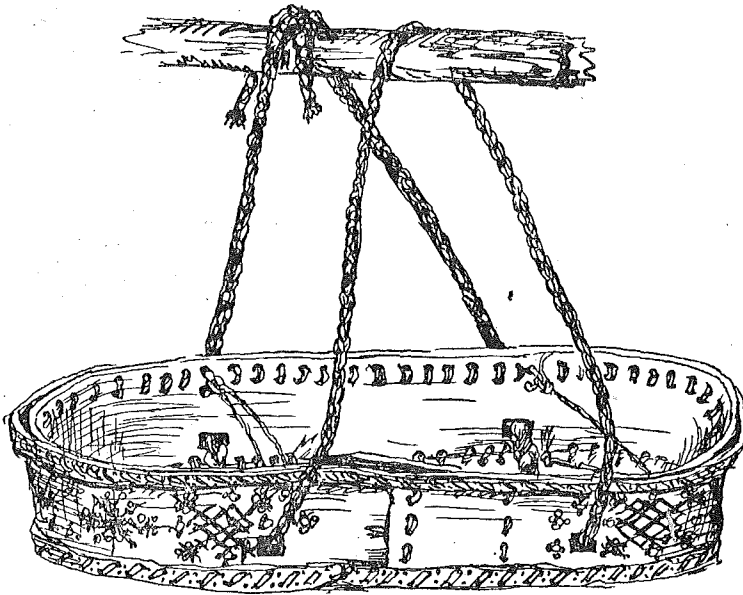


Fig. 13. Rumänische Hänge- und Tragwiege.

Ist die Bäuerin mit ihrem Kinde zu Hause, so wird die Wiege samt Inhalt in der in Figur 13 angedeuteten Weise auf einem horizontalen, der Zimmerdecke zugehörigen Balken aufgehängt. Dabei kann die Frau die Wiege schaukeln, ohne von dem daneben befindlichen Bette aufstehen zu müssen. Auf allen Gängen hingegen nimmt die Mutter ihren Säugling mit, indem sie die Wiege mit sich, ihrem Rücken anliegend, umherträgt. (Fig. 14.) Das Kind liegt darin, meist bis zur Unsichtbarkeit, in Decken eingewickelt und in der erwähnten Weise immobilisiert. In den meisten Fällen, die ich gesehen habe, war die Schnur selbst so angebracht, daß sie an Stelle der erwähnten Bastriemen über den Körper des Säuglings hinwegging, somit auch gleichzeitig denselben Zweck erfüllte. Durch den distalwärts von der Trägerin verlaufenden Schlingenteil der Schnur hat sie den Kopf gesteckt. Ihre Anfangsteile werden über der Brust der Bäuerin mit dem Schlingenteil fest verknüpft. So kann die Frau überall ihre lebende Last mit sich umhertragen, hat dabei die Hände frei und ist so in keiner Weise durch ihr Anhängsel in ihrer freien Beweglichkeit behindert.

¹⁾ Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 3. Auflage, 1. Band, S. 289. Griebens Verlag, Leipzig 1911.

Die an den Wänden der Wiege angebrachte Ornamentik sehen wir auf Figur 13 und 15 skizziert. Sie ist, wie wir das bei den primitiven Bevölkerungsschichten Europas, besonders bei Hirten, so häufig finden, eingebrannt. An der beim Tragen dem



Fig. 14. Rumänische Bäuerin mit Tragwiege.

Rücken der Mutter abgekehrten Seite: In der Mitte eine Kombination eines aufrechstehenden mit einem schräggestellten Kreuz, beide mit gemeinsamem Mittelpunkt. Die Balkenenden der Kreuze zeigen Wiederholungen der Hauptfiguren im kleinen. Zum Teil gabeln sie sich. Sämtliche Linien werden durch kurze Striche gequert. Allenthalben sind den Kreuzbalken Ringe als weitere Auszier beigegeben. Zu jeder Seite der Mittelfigur findet sich je ein ihr ganz ähnliches Gebilde, in dessen Mitte ein Rhombus eingeschrieben ist. Wieder auch reichliche Ringverzierungen. An den Umbiegungsstellen der bisher besprochenen Fläche zu der dem Rücken der Mutter anliegenden Seite der Wiegenwand: je ein schräges Kreuz, in dessen Mitte zwei Rhomben entsprechend den Hauptrichtungen der Kreuzbalken eingeschrieben sind. Die so entstehenden Felder sind durch eingebrannte schwarze Scheiben in der Mitte ausgefüllt. An der dem Rücken der Trägerin anliegenden Wiegenwand wieder beiderseits je ein schräges

Kreuz mit eingeschriebenen Rhomben, wobei hier die eingebrannten Kreisscheiben entfallen. Mittewärts noch mehrere Gruppen symmetrisch angeordneter, aneinanderstoßender Ringe. — Im großen und ganzen zeigt uns diese Ornamentik geometrische, gemeineuropäische

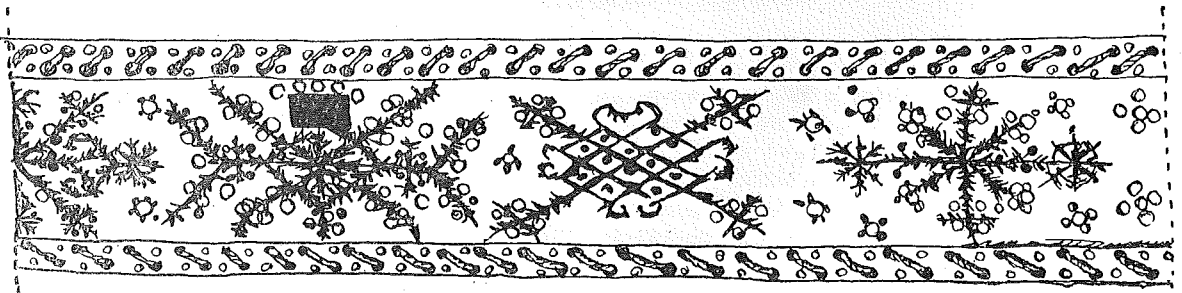


Fig. 15. Ornamente der Tragwiege.

Motive. Höchstens die Verwendung des schrägen Kreuzes könnte uns nach Osteuropa weisen, wo wir das Vorbild im sogenannten Andreaskreuz zu suchen hätten. Echt bäuerliche Sinnesart zeigt es, wenn die zumeist durch den Rücken der Mutter gedeckten Stellen der Wiege weniger sorgfältig verziert sind, als die stets sichtbaren Teile. Die meisten derartigen Wiegen zeigen aber gar keine Ornamentik.

Das hier in Rede stehende Objekt ist in einem rumänischen Gebiete Südungarns anzutreffen, und zwar im Komitat Krasso Szöreny, ausschließlich in den Bezirken von Teregowa, Bozowics und Orsova. Die Wiege, welche im Schriftrumänischen »leagă« heißt, wird in dieser Gegend von der Volksmundart mit der Bezeichnung »lyaga« belegt. Das Exemplar, das ich dem K. k. Museum für österreichische Volkskunde in Wien schenkungsweise überlassen habe, stammt aus Mehadia, nördlich von Orsova.

Die Birkenrinde, die hier zur Herstellung der Wiege verwendet wird, finden wir auch anderwärts vielfach gebraucht. Namentlich bei den finnischen Stämmen Südostrußlands, den Mordwinen, Tscheremissen, aber auch bei den Ukrainern Südrußlands und den österreichischen Ruthenen treffen wir Objekte mannigfaltiger Art an, die aus Birkenrinde hergestellt sind. (Vergl. auch Buschan.¹⁾)

Während in den west- und mitteleuropäischen Kulturgebieten bei den romanischen und germanischen Völkern im allgemeinen die Schaukel- oder Kufenwiege üblich erscheint, ist die Hänge- und wohl auch die Tragwiege durch ihre geographische Verbreitung als der herrschende ost- und südeuropäische Wiegentypus charakterisiert. Was zunächst das rumänische Volks- und Kulturgebiet betrifft, so war in der von Rumänen bewohnten südlichen Bukowina nach Elias Weslowski²⁾ bereits im 12. bis 13. Jahrhundert eine ähnliche Wiege üblich, die aus einem Lattenwerk bestand und gleichfalls von der Zimmerdecke herabhing. Auch ein Korb aus Weidenruten sowie eine truhenartige Form war und ist in diesem Gebiete noch anzutreffen. Unser Autor meint, daß sich sowohl diese als auch andere Wiegenarten auf eine primitive, die nichts anderes als ein ausgehöhlter Weidenstamm sei, zurückführen lassen. In diesem Fall ist entschieden Vorsicht geboten, denn eine einzige Urform anzunehmen ist wohl gewagt. Die hier für die Wiege verwendeten Holzarten sind Haselnuß, Fichte oder Weide. Die Ornamentik ist zumeist eingraviert oder polychromiert, selten durch Brandtechnik erzeugt. Es handelt sich dabei, wie bei unserem Exemplar, hauptsächlich um geometrische Elemente, Kreuze, Kreise und Halbkreise, aber auch Rosetten, alles in rhythmischer Wiederholung. Von den Rumänen Siebenbürgens in den Komitaten Kronstadt und Fogaras erzählen uns Julius Teutsch und Karl Fuchs³⁾

¹⁾ Dr. Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, S. 354. Erstes bis fünfzehntes Tausend. Verlag Strecker und Schröder in Stuttgart.

²⁾ Elias Weslowski, Die Möbel des rumänischen Bauernhauses in der Bukowina. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Wien 1906, I. bis II. Heft, S. 11.

³⁾ Julius Teutsch und Karl Fuchs, Ethnographische Mitteilungen aus den Komitaten Kronstadt und Fogaras in Siebenbürgen, in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, XXXV. Band 1905, S. 147.

Einschlägiges: Bei ihnen liegt das Kind in einem Korb oder Trog, der an vier Schnüren, nahe dem mütterlichen Bette, von der Decke herabhängt. Bezüglich des zu vermutenden analogen Vorkommens der Hängewiege im Königreich Rumänien fehlen mir bislang leider die Daten.

Sicher nach rumänischem Beispiel gebrauchen die Zigeuner in Siebenbürgen eine Art Hängematte als Kindeswiege. (H. von Wislocki.¹⁾ Dieselbe Nachricht bringt uns auch Ploß,²⁾ der uns mitteilt, daß in Siebenbürgen Rumänen, Zigeuner und überhaupt die ganze ärmliche Bevölkerung solche und ähnliche Vorrichtungen zum Lagern des Säuglings in der Wohnstube und zum Umhertragen im Freien benützen. Dem genannten Autor zufolge bestehen sie im wesentlichen aus einem Stück Tuch, das noch irgendwelche Holzbestandteile zur Ergänzung seiner Verwendbarkeit enthält.

Auf österreichisch-ungarischem Volksgebiete ist die Hängewiege weiters von den Ruthenen und Slowaken bezeugt.

Von Hermann Ignaz Biedermann³⁾ erfahren wir, daß die ungarischen Ruthenen eine Wiege besitzen, die ebenfalls über der Bettstätte von der Zimmerdecke herabhängt und von dort aus von der Mutter in Bewegung gesetzt werden kann. Franz v. Gabnay⁴⁾ erzählt uns von einem derartigen im Komitat Ung üblichen Objekt, das aus Holz gefertigt wird und mittels im Feuer gehärteter Weidenstricke auf dem Plafond der Stube befestigt ist.

Bei den oberungarischen Slowaken⁵⁾ findet man, daß der Säugling in einem Leintuch, das schlingenförmig von einem Balken der Decke herabhängt, ruht; zwei darinliegende Kissen vervollständigen das Inventar der primitiven Wiege. In dieser Vorrichtung wird das Kind auch überall von der Mutter umhergetragen.

Nach übereinstimmenden Zeugnissen kommt die Hängewiege sowohl im Verbreitungsgebiete des großrussischen Stockhauses als auch im südrussischen Niederhause vor. Wir wissen nämlich von Schneeweis,⁶⁾ daß in Großrußland in der Umgebung des Ilmensees eine Wiege verwendet wird, die aus

¹⁾ H. v. Wislocki, „Globus“, Band 51, S. 249.

²⁾ Ploß, l. c. S. 254.

³⁾ Hermann Ignaz Biedermann, Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte, S. 85. Verlag Wagner, Innsbruck 1862.

⁴⁾ Franz v. Gabnay, Das Königreich Ungarn, S. 60.

⁵⁾ Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, V. Band Ungarn, S. 407. Verlag Alfred Hölder, Wien 1898.

⁶⁾ Dr. Edmund Schneeweis, Studien zum russischen Dorf im Altnowgoroder Ujezd. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Wien 1913, I.—III Heft, S. 18 und Fig. 6.

einem zwischen einem viereckigen Rahmenwerk steckenden Leinwandsack besteht. Sie hängt gewöhnlich von einem Balken der Decke herab und befindet sich in greifbarer Nähe des mütterlichen Bettes. Über ein gleiches Vorkommen bei den Letten in Livland und Kurland und im Gouvernement Saratow im südöstlichen Rußland berichtet uns Ploß.¹⁾

Das am meisten westlich vorgeschobene Vorkommen der Hängewiege wird wohl durch die Nachricht bezeichnet, daß bei den Wenden (westslawischer Zugehörigkeit) in der Gegend von Bautzen ein Stück Zeug, auf vier einander kreuzenden Stäben aufgehängt, als Hängewiege benützt wird. (Ploß.²⁾)

Bemerkenswert ist es, daß die den Rumänen benachbarten Magyaren, nach einer brieflichen Mitteilung von Direktor Doktor W. Seemayer in Budapest, sich im allgemeinen niemals dieser Art der Wiege bedienen. Es ist wohl ein ähnlicher Gebrauch, wenn die serbische Bäuerin, nach Ploß,³⁾ ihr Kind in einem Tuch rücklings auf das Feld mitnimmt.

Über die weitere Verbreitung der Hängewiege nach dem Osten und bei orientalischen Völkerschaften, bei den Armeniern und Persern vergleiche man die Angaben bei Ploß.⁴⁾

Es scheint also mit dieser Hängewiege so zugegangen zu sein, daß wir sie uns wahrscheinlich ursprünglich bloß als aus einem Stück Tuch bestehend zu denken haben. Etwas neuer und entwickelter ist die Form, bei welcher schon eine Unterlage oder ein Behälter, dessen verschiedene Modifikationen wir ja kennen gelernt haben, das Kind aufnimmt. Zwischen dem »Stück Tuch« und dem »Behälter« haben wir jedenfalls Übergangsformen, deren einige ja angeführt wurden, anzunehmen. Wenn auch die Literatur es nicht immer erwähnt, so ist wohl zu vermuten, daß diese Art der Wiege überall sowohl zu Hause aufgehängt als auch auswärts von der Mutter umhergetragen wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätten wir in der Hänge- und Tragwiege, die ich bei den Rumäninnen der eingangs erwähnten Gegenden Ungarns vorgefunden habe, nur eine besondere Form dieses osteuropäischen Vorkommnisses zu suchen. Aus den besprochenen Lokalisationen ergibt sich nahezu sicher, daß wir es mit einem Objekt zu tun haben, das durch die Slawen in Europa verbreitet wurde. Wie die Rumänen sprachlich viel von den Slawen angenommen haben, so dürfte in gleicher Weise auch dieses Element dort, wo es bei ihnen

¹⁾ Ploß, l. c. S. 249.

²⁾ Ploß, l. c. S. 250.

³⁾ Ploß, l. c. S. 250.

⁴⁾ Ploß, l. c. S. 247 und 249.

vorkommt, aus jener Quelle stammen. Entsprechend den früheren Ausführungen müssen wir jedoch die Kufenwiege als die verbreitetste Lagerstätte der Säuglinge in Rumänien annehmen.¹⁾

Hängewiegen verschiedenster Art, das heißt Vorrichtungen, die irgendwie aufgehängt werden (Hängematten mit inbegriffen), kommen außerdem noch vor (Ploß²⁾): vereinzelt in verschiedenen Gegenden Europas und sonst nahezu in allen Erdteilen.

Das Tragen auf dem Rücken der Mutter stellt die am häufigsten anzutreffende Transportart des Kindes dar. Sie findet sich allenthalben in Europa, im westlichen Afrika, in Ostasien, in Australien, bei den Malayopolynesiern, schließlich bei den Hyperboräern und bei nord- und südamerikanischen Indianerstämmen. (Ploß.³⁾

II. Kleine Mitteilungen.

Stundenruf.

Wird bei der Totenwache in Pottschach, Niederösterreich, gesungen.

Mitgeteilt von Heinrich Moser, Neunkirchen.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat eins geschlagen.
Ein Gott ist nur in der Welt,
Dem sei alles wohlbestellt.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat zwei geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr, den rechten führe mich.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat drei geschlagen.
Dreifach ist, was göttlich heißt,
Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat vier geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist das Herz bestellt?

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat fünf geschlagen.
Fünf der Jungfrau'n waren klug,
Fünf gehörten dem Betrug.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat sechs geschlagen.
Sechsmal schuf der Herr die Welt,
Da war alles wohlbestellt.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Uns're Glock' hat sieben geschlagen.
Denk' der sieben Worte nach,
Die der Herr am Kreuze sprach.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat acht geschlagen.
Nur acht Seelen sprach Gott los,
Als die Sündflut sich ergoß.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat neun geschlagen.
Neun versäumten Dank und Pflicht,
Mensch, vergiß deine Wohltat nicht.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn Gebote lerne wohl,
Wie vor Gott man wandeln soll.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat elf geschlagen.
Elf Apostel blieben treu,
Herr, hilf, daß kein Abfall sei.

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat zwölf geschlagen.
Zwölf das ist das Ziel der Zeit,
Mensch, gedenk' der Ewigkeit.

¹⁾ Siehe S. 61, 16. bis 17. Zeile.

²⁾ Ploß, I. c. S. 289.

³⁾ Ploß, I. c. S. 290, 291.

Eine huzulische Merktafel.

Von Prof. Dr. M. Haberlandt.

(Mit 1 Textabbildung.)

Dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde ist vor einiger Zeit durch einen bäuerlichen Sammler, L. Jakibiuk in Kossów (Ostgalizien), eine huzulische Aufschreibetafel (Inv.-Nr. 29.755) zugekommen, welche durch ihre hochaltertümliche Form Aufmerksamkeit verdient. Sie ist in Abbildung Fig. 16 wiedergegeben. In 15 Horizontalreihen sind durch das Zeichen \boxtimes verschiedene Notierungen bewerkstelligt, über deren Deutung leider durch den Sammler keinerlei Mitteilungen gemacht worden sind. Die Form der Notiztafel führt geschichtlich über die ABC-Tafeln des 18. Jahrhunderts, Anschreibetafel von Zünften (vergl. u. a. die Tafeln mit den Meisterzeichen der Steyrer Schmiede

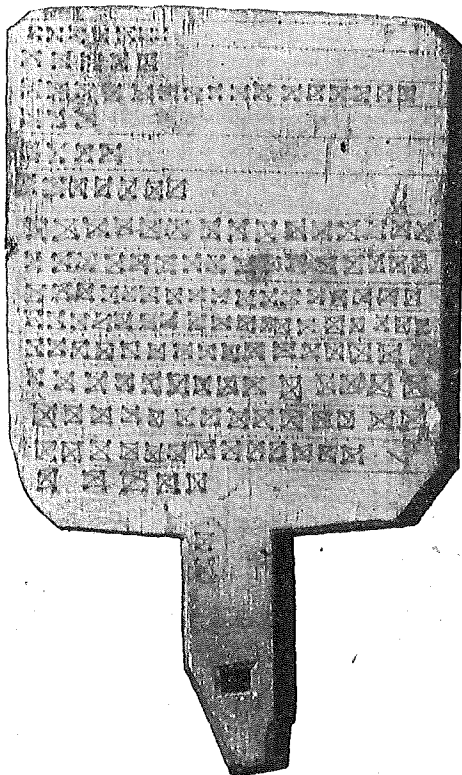


Fig. 16. Huzulische Merktafel.

bei Alfr. v. Walcher, „Kunst und Kunsthandwerk“, Bd. 1912, Fig. 108 und 109) und ähnliche Vorkommnisse bis auf die antiken Totentäfelchen (R. Forrer, Reallexikon, Taf. 4, Fig. 7 und 7a) zurück. Unsere Tafel besitzt einen Griff, an dem sie mit der linken Hand gehalten wurde, während die Rechte die Eintragungen machte. Der viereckige Ausschnitt im Griff diente zum Aufhängen der Tafeln beim Nichtgebrauch.

Auffällig ist, daß das Vormerkzeichen \boxtimes in zahlreichen Fällen durch Einpunktierung der Eckpunkte ausgezeichnet ist, während (in der Reihe) später folgende Zeichen der gleichen Art dieser Punkte entbehren. Es ist wohl nicht auf verschiedene Bedeutung dieser Merkzeichen zu schließen, vielleicht aber auf eine andere Hand oder eine spätere Benützung derselben Tafel. Es darf gemutmaßt werden, daß es sich um die Notierung von Arbeitsprodukten der Milch- und Käsewirtschaft oder um Holzhauerleistungen und dergleichen handelt.

Auf der Rückseite sind — ersichtlich von einer späteren Hand — mit violettem Tintenstift 13 Horizontalkolumnen abgeteilt, in deren oberster sich nachfolgende Aufzeichnungen mit Tintenstift eingetragen befinden:

$\frac{V}{\Lambda}$ + + \square | $\frac{V}{\Lambda}$ + + + + + + + + +

Auch die Bedeutung dieser Zeichen ist völlig dunkel. Vielleicht findet sich ein Kenner des huzulischen Volkslebens, der darüber etwas Näheres beizubringen weiß. Die von W. Szuchiewicz in seiner „Huculsczyzna“, Bd. I, S. 247, beschriebenen und abgebildeten Kerbstöcke „rewasz“ sind ganz andersartig — mit den sonstigen weitverbreiteten doppelteiligen Kerbhölzern identisch.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Professor Wladimir Szuchlewicz †. Ein bewährter Vorkämpfer der galizischen Volkskunde und der beste Kenner des interessanten Huzulenstammes und seiner altertümlichen Kultur ist mit Professor Wladimir Szuchiewicz am 10. April d. J. dahingegangen. Seinem großen Werke über die Huzulen, die bekannte „Huculsczyzna“, welches sowohl ruthenisch wie in polnischer Übertragung erschienen ist, hat in dieser Zeitschrift Dr. Iwan Franko schon vor Jahren eine ebenso eindringende wie anerkennende Würdigung zuteil werden lassen, wobei die Schwächen der Szuchiewicz'schen Forschung und Darstellung nicht verschwiegen bleiben konnten. (Diese Zeitschrift VIII, S. 199 bis 214.) Der Verstorbene hat sich auch durch die Anlegung einer umfassenden ethnographischen Huzulensammlung für das Dzieduszyckische Museum in Lemberg sowie durch Beschaffung einschlägiger Kollektionen für andere ethnographische Museen verdient gemacht.

Die volkskundliche Abteilung am Joanneum in Graz. Seit dem Jahre 1913 ist dank dem einträchtigen Zusammenwirken der maßgebenden Faktoren, der steirischen Landesverwaltung, des Joanneums, des Steirischen Heimatschutzvereines unter der Ägide des steiermärkischen Statthalters und zumal durch die rastlosen Bemühungen ihres geistigen Initiators und jetzigen Leiters Dr. Viktor v. Geramb eine eigene volkskundliche Abteilung am Grazer Joanneum zustande gekommen, welche nach mancherlei Provisorien nunmehr in einem vorzüglich geeigneten altertümlichen Gebäude, Paulustorgasse 13, ein entsprechendes Heim gefunden hat. Unterstützt von der Staatsverwaltung und der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege, vom Kulturhistorischen Museum in Graz und dessen Vorstand A. Rath neidlos gefördert, der Gunst aller maßgebenden Faktoren der Landesverwaltung sicher, bereitet sich unter der eifrigen und erfolgreichen Hand Dr. v. Geramb's hier eine Vertretung und museale Darstellung des bäuerlichen Kulturlebens der Steiermark vor, welche nicht nur wissenschaftlich für die forschende Volkskunde, sondern auch heimatkundlich für weiteste Kreise der Bevölkerung von großer Bedeutung zu werden verspricht. Die Sammlungen sind teilweise durch Übergabe aus den Beständen des Grazer Kulturhistorischen Museums (dort durch den unvergeßlichen Direktor K. Lacher und seinen eifrigen Nachfolger A. Rath seit vielen Jahren zustande gebracht), teils durch persönliche unermüdliche Aufsammlungstätigkeit Dr. v. Geramb's unmittelbar unter der bäuerlichen Bevölkerung der Steiermark zustande gebracht worden. Darüber belehrt der Jahresbericht der Volkskundlichen Abteilung am Joanneum 1913. Indem wir uns vorbehalten, in diesen Blättern demnächst einen Vorbericht über Plan und Anlage des seiner Vollendung entgegenschreitenden schönen musealen Werkes zu veröffentlichen, sei dem wärmsten Wunsche nach einem vollen Gelingen desselben trotz der schweren Zeitlage Ausdruck gegeben. Mit doppelter Liebe und Wärme wird man in allen österreichischen Ländern und Volksgebieten nach der ersehnten glücklichen Beendigung des Krieges zu den Quellen unserer Volkskraft sich zurückzuwenden haben, und das schönste Ehrendenkmal für die gebrachten ungeheuren Volkopfer werden überall die Erinnerungstätten heimatlichen Lebens, heimatlicher Tüchtigkeit und Arbeit sein, die in den volkskundlichen Museen Vergangenheit und Gegenwart verbinden und der Zukunft vielfach die seelischen Bahnen weisen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

5. Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten. Im Auftrage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegeben von Hans Lambert; H. Grammatik der nordwestböhmischen Mundart (Laut- und Formenlehre mit Textproben) von Adolf Hausenblas. Prag 1914.

Die deutsch-böhmischen Mundarten haben mehrfach schon vortreffliche Darstellung gefunden, es sei nur an H. Gradls, O. Heiligs und Schiepeks ausgezeichnete Arbeiten erinnert. Die nordwestböhmische Mundart, die der Verfasser vorzugsweise aus der Brück-Postelberger Gegend aus eigener Kenntnis beherrscht, wird hier in Anlehnung an diese Muster geschildert.

Mundartliche Sprüche und Redensarten, Wetterregeln, Bauernpredigten, Kinderliedchen, Liebesgesätzeln, Scherz-, Schelm- und Spottlieder folgen als Textprobenanhang. Auch eine kartographische Skizze der Verbreitung dieser Mundart ist beigegeben. Dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen obliegt mit der Herausgabe der Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten eine grundlegende volkskundliche Aufgabe.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Jahresversammlung.

Am 24. März d. J. fand unter dem Vorsitz des Herrn Präsidenten Rudolf Grafen Abensperg-Traun die sehr zahlreich besuchte diesjährige Jahresversammlung statt. Der Vorsitzende hielt dem verewigten Protektor Erzherzog Franz Ferdinand in tiefempfindenen Worten einen bewegten Nachruf, der von der Versammlung stehend angehört wurde. Nach Erstattung des mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vereins- und Museumsberichtes wurde dem Kassier für den ordnungsgemäß geprüften Kassabericht pro 1914 einhellig die Entlastung erteilt. Bei den hierauf folgenden Wahlen wurde Herr Universitätsprofessor Dr. Eugen Oberhammer zum I. Vizepräsidenten gewählt; die Wahl der vom Vereinsausschuß kooptierten Ausschüßräte, Seiner Exzellenz des Herrn Oberstabelmeister Karl Freiherr v. Rumerskirch, Franz Graf Harrach, Dr. Rudolf Trebitsch, wurde bestätigt. Die zur Wiederwahl vorgeschlagenen Mitglieder der Vereinsleitung wurden sämtlich wiedergewählt. Zum Schlusse hielt Regierungsrat Prof. Dr. M. Haberlandt den angekündigten Vortrag „Staat und Volkstum“, der mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. — Herr Ausschüßrat Prof. Dr. Milan Ritter v. Rešetar hat sein Mandat zurückgelegt.

2. Subventionen und Spenden.

Vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht sind eingelaufen als II. Rate der Jahressubvention K 3000, von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer K 800. In neuerlicher Betätigung seines munifizenten Interesses für unsere Bestrebungen hat das stiftende Mitglied Ausschüßrat Dr. Rudolf Trebitsch die namhafte Spende von K 1000 gewidmet. Das Präsidium hat für diese Zuwendungen den wärmsten Dank zum Ausdruck gebracht.

3. Mitgliederbewegung.

Als förderndes Mitglied (mit einem Jahresbeitrag von K 100) hat sich angemeldet Herr Privatier Karl Rudolf Taborsky, Wien; als Mitglieder sind neu eingetreten: Universitätsprofessor Dr. L. Rademacher, Frau Eugenie Bujatti, Frau Therese v. Keller-Mattoni, Wien, Herr Viktor Karger, Teschen, Herr Maximilian Goldstein, Wien.

4. Ergänzungsheft XI

zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde: „Volksschauspiele aus Obersteiermark“.

Von diesem reichhaltigen Band sind bisher — einschließlich der von der k. k. Schulbücher-Verlagsdirektion bezogenen Exemplare — 202 Exemplare abgegeben worden. Die Auflage beträgt 400. Der Termin für den Bezug dieses Bandes zu dem sehr ermäßigten Preis von K 6 (für Mitglieder K 3) endet am 30. Juni d. J. Nach diesem Zeitpunkt gilt der Ladenpreis von K 10.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

Seit 15. März d. J. sind 83 Nummern zugewachsen, darunter Geschenke von den Herren Alois John in Eger, Dr. Rudolf Trebitsch, Robert Eder, Dr. Franz Freiherrn v. Nopcsa. Herr Konrad Mautner spendete zum Ankauf von drei Salzburger Kostümstücken in liebenswürdigster Weise den Betrag von K 40.

Photographien und Abbildungen.

Zuwachs an Photographien 31 Nummern, an sonstigen Abbildungen 16 Nummern, darunter Geschenke der Herren Konrad Mautner, Professor Adrian Egger in Brixen, Dr. Robert Teichl, Professor Josef Tvrđý, Direktor Gustav Funke, Fräulein Eugenie Goldstern.

Bibliothek.

Zuwachs 31 Nummern außer dem Fachzeitschrifteneinlauf, darunter Geschenke von der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege, den Herren Anton Dachler, Hugo v. Preen, Dr. W. Peßler, Dr. A. Haberlandt, Professor Dr. Michael Haberlandt, Professor Dr. E. Hoffmann-Krayer, Professor Dr. L. Rademacher.

Sämtlichen Geschenkgebern wird der verbindlichste Dank für ihre sehr willkommenen Gaben ausgesprochen.

2. Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat die erste Halbjahrsrate der Subvention für diese Museumszeitschrift bewilligt, wofür die Museumsdirektion den ehrerbietigsten Dank abstattet. Als weitere Beiträge neben den schon in dieser Zeitschrift, XXI, S. 36, namhaft gemachten werden in den nächsten Heften unter anderem erscheinen: Direktor Dr. Edmund Braun (Troppau): Silberne Trachtenbesatzstücke aus Ostschlesien (mit mehreren Lichtdrucktafeln); Dr. Karl v. Radinger: Gotische Zimmerdecken und Möbelstücke aus dem Vintschgau (mit 2 Lichtdrucktafeln und 8 Textabbildungen); Professor Dr. M. Haberlandt: Alpenländische Wachszieherarbeiten (mit 2 Farbentafeln). — Bestellungen auf die Zeitschrift „Werke der Volkskunst“ (Preis per Jahrgang, 30 bis 40 Lichtdrucktafeln, darunter 6 farbig, und 80 bis 100 Seiten reich illustrierter Text, Großquart, K 43) bittet man an den Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy, Wien, III. Parkgasse 17, oder an die Museumsdirektion zu richten.

3. Museumsbesuch.

15. Bürgerschule, II. Weintraubengasse.
16. Universitätskurs.
17. Hörer der Technischen Hochschule (Architekturklasse).

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Almenwirtschaft und Hirtenleben in der Mährischen Walachei.

Von Dr. Ludomir Ritter v. Sawicki, Krakau.

(Mit 11 Textabbildungen und 5 Abbildungen auf 2 Tafelbildern.)

(Schluß.)

25. Haus- und Almenviehzucht. Wir können auch zahlenmäßig nachweisen, wie die Zucht von Großrindern und zu Hause gehaltenem Kleinrind das Übergewicht bekommt über die auf Almen gehaltenen Schafe. Die Zahl der in den Dörfern der Mährischen Walachei zu Hause gehaltenen Rinder ist viel größer als die Zahl der Schafe, und von diesen wieder wird nur ein kleiner Teil auf den Almen, der weitaus größere dagegen zu Hause gehalten. So zum Beispiel gibt es in Wsetin, wo noch 1880¹⁾ Almen existierten, nur mehr (1911) 150 Schafe gegenüber 225 Ziegen und 839 Rindern. In den Orten des oberen Bečwatales (Bezirkshauptmannschaft Wsetin), in denen noch Almen vorkommen, beträgt die Viehzahl:

	Rinder	Ziegen	Schafe	Davon auf Almen gehalten	Prozent
Howězy	1895	151	1307	—	—
Hallenkau . . .	804	172	1078	93	8·6
Neu-Hrozenkau .	1731	441	2207	751	34·0

Die ganze Anzahl Schafe der drei Gerichtsbezirke (1910: Rožnau 2398, Wsetin 5989 und Klobouk 1910), wo noch Almenwirtschaft betrieben wird, beträgt 10.297 (Rückgang gegenüber 1900: 3653), während die der Almentiere nur 2315, das heißt 22·5 Prozent ausmacht.

26. Die Hirten. Natürlich verschwindet zusammen mit der Almenwirtschaft auch das sehr charakteristische Kolorit, welches das Hirtenleben auf den hohen Bergen der Bevölkerung, den Rechtsverhältnissen und folkloristischen Eigenheiten verlieh. Nur selten mehr treffen wir auf den Almen schöne, alte Typen von Schafhirten. Sie alle sind sehr bejahrt (meist zählen sie über 50 Jahre bis zu 74 Jahren), die nur mehr aus Liebhaberei und alter Gewohnheit sich dem Almenleben widmen, so gut dies heute noch möglich ist. Sie kennen noch zum Teil die alten Sitten und die so bezeichnende Terminologie der karpatischen Almenwirtschaft und erinnerten sich mit Vergnügen der Zeiten, da noch auf den Salaschen ein lustiges und tätiges Leben schäumte. Die vom Alter gebeugten Greise klagen über den heutigen Verfall der Koliben und sind tatsächlich die letzten Zeugen einer Wirtschaftsform, die mit ihnen zu Grabe gehen wird.

¹⁾ Václavek Mat.: Dějiny města Vsetína (Geschichte der Stadt Wsetin), Brünn 1880.

Die Burschen, die den alten Bača heute zur Hilfe beigegeben werden, werden nicht mehr deren Erbe antreten, sie kennen nicht die alten Sitten und Gebräuche des nomadischen Hirtenlebens und lieben dasselbe auch nicht mehr. Dort, wo die Schafzucht, wie dies meistens der Fall ist, stark eingeschränkt und zu einer Hauszucht wurde, widmen sich derselben ausschließlich Kinder, die, sobald sie heranwachsen, zum Ackerbau übergehen oder die Hauswirtschaft übernehmen. In den Paseken und bei den Hofern hält man nur so viel dieser Tiere als nötig ist, um den von der Familie gebrauchten Wollvorrat für die selbstverfertigten Kleider zu beschaffen. Denn noch immer trägt der überwiegende Teil der Gebirgsbevölkerung die alten, schweren, weißen und braunen Schafwollkleidungsstücke, da sie viel haltbarer und dem Gebirgsklima gegenüber widerstandsfähiger sind. Die Milch der Tiere wird entweder als solche genossen oder zu Hause in Käse verwandelt.

27. **Almengensschaften.** Da jeder Bauer nur eine kleine Anzahl von Schafen hält, so ist er, will er dieselben auf Hochweiden bringen, auf das gemeinschaftliche System angewiesen. Es versammeln sich also noch heute wie in alter Zeit eine Reihe von *Mišanici* im Frühjahr zur Beratung, wählen sich einen Oberen, der *Salašník* heißt und der gegen nur geringes Entgelt die Aufsicht über die gemeinschaftliche Wirtschaft übernimmt. Hierauf dingen sie sich einen Hirten (*bača*), stellen fest, wie viele Schafe jeder von ihnen dessen Obhut übergibt und zeichnen dieselben, jeder mit einem besonderen Zeichen, an den Ohren. Darauf veranstalten sie, meist erst nachdem die Tiere zwei Wochen im *Košár* verbracht haben, ein Probemelken (*zavážení*), um eine Grundlage zur gerechten Verteilung des Käses zu gewinnen. Ein Schaf, welches bei einmaligem Melken zirka $\frac{1}{8}$ l Milch gibt, nennt man Vollmilch = *dojka*, die weniger tragenden Halbmilch = *polodojka*. Gibt man auch milchlose Tiere (*jalové*) mit auf die Weide, wo sie meist abgesondert von den Milchtieren gehütet werden, so zahlt man für sie einen gewissen Betrag für die Weide, einst 30 Kreuzer, heute $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kronen. Von jedem Milchschaf erhält der *Mišaník* einen gewissen Teil des Käses auf Grund einer ziemlich komplizierten Berechnung. Alle Löhne und Ausgaben bestreitet aus der gemeinsamen Kasse und alle Streitigkeiten entscheidet als einzige Instanz der *Salašník*. Der *Bača* erhält eine Entlohnung in Geld (in früheren Zeiten 20 Gulden, heute von 80 bis 120 Kronen für den ganzen Sommer), oft auch Kleidung und je nach der Vereinbarung Brot und Salz, immer jedoch *žinčica*.

Noch häufiger jedoch als so eine genossenschaftliche Wirtschaft finden wir die Almenwirtschaft als Unternehmung von einem großem Bauern betrieben. Er ist selbst *Bača* und nimmt zu seinen eigenen Schafen noch eine meist größere Anzahl fremder aus den

verschiedensten Gegenden und erhält je nach Vereinbarung für deren Hütung ein Entgelt oder auch nicht. Er stattet dem Eigentümer der Schafe jedoch nur 6 bis 10 Pfund Käse von der Dojka, während der Rest sein Gewinn ist. Früher entgalt man überall mit 10 Pfund, heute in den östlichen Gebirgsgegenden mit 8 bis 9 Pfund, in den am meisten gegen die Niederung vorgeschobenen Gebieten, so um Wisowitz und Klobouk, mit nur 6 bis 8 Pfund. Gemeint sind immer alte Pfund à 56 *dkg*. Ist das Jahr gut, so kann der Bauer-Unternehmer einen hübschen Verdienst einheimsen, war es schlecht, so zahlt er manchmal drauf.

28. Antagonismus der Hirten und Ackerbauer. Will man erfahren, was für einen Einfluß das Hirtenleben auf die einzelnen Menschen und die Gesamtbevölkerung ausgeübt hat, so muß man sich an die wenigen, alten Bača und an historische Quellen wenden. Ausgehend davon, können wir annehmen, daß diese Almenwirtschaft eine besondere soziale Gruppe von Hirten erzogen hat, die in vieler Hinsicht sich von den Ackerbauern unterschieden. Die Unterschiede waren oft so groß, daß sie zu einer wirtschaftlichen und sozialen Rivalität führten. Der Antagonismus beider Klassen, von dem uns die älteste Lokalgeschichte erzählt, war in den damaligen Zeiten bis zu einem gewissen Grade begründet im Gegensatz der allgemeinen Interessen, der physischen und geistigen Eigenschaften und der abweichenden Lebensgewohnheiten der beiden Gruppen. Die Almenwirtschaft entwickelt sich günstig nur dort, wo die Alpenweiden eine Erweiterung erfahren. Die Hirten haben also ein vitales Interesse daran, in einem Lande, wo die Wald- und Ackerflächen sich ausdehnen, mit allen Mitteln dagegen anzukämpfen. Daraus ergaben sich und mußten sich Konflikte ergeben,¹⁾ von denen wir durch die Geschichte der Mährischen Walachei öfter Nachricht erhalten.²⁾ Es war hier eine Zeit (14. bis 17. Jahrhundert), wo die Interessen der Hirtenbevölkerung über die Interessen der Ackerbauer und Forstleute die Oberhand gewannen; erst seit dem 18. Jahrhundert hat sich dieses Verhältnis umgekehrt, indem die Talbauern durch ihre Pasekénkolonisation die Gebirge zu erobern begannen, und seit dem 19. Jahrhundert hat der Kampf der Interessen unwiderruflich zugunsten der Ackerbauer umgeschlagen, womit der Untergang der Salaschenwirtschaft besiegelt war.

29. Charakter der Hirten. Die verschiedene Ausbildung der ganzen Lebensweise bei Hirten und Ackerbauern hat in den

¹⁾ Bayer: O salašnictví etc. (Über das Hirtenwesen u. s. w.), Sbornik Mus. Spol. No. 5/6, 1900, 11.

²⁾ Dieselben waren auch manchmal durch die Schwierigkeit verursacht, die umher-schweifenden Hirten zu kontrollieren, sie und die Schafe an der Überschreitung der Weidengrenze zu hindern, zumal die Grenzbäume ja wohl oft durch Windbruch oder Menschenhand vernichtet wurden. Andere Streitigkeiten standen wieder mit den Schwierigkeiten einer gerechten Verteilung des Ertrages der Almenwirtschaft in Zusammenhang.

ersteren auch einen ganz anderen Charakter erzeugt. Sie, die in einem rauhen Gebirgsland sich bewegten und einen großen Teil des Jahres in unmittelbarer Berührung mit der Natur verbrachten, erhielten eine kräftige und widerstandsfähige Physis. Die siebzigjährigen Greise, die ich noch auf den Koliben antraf, marschieren, die Schafe treibend, den ganzen Tag über Berg und Tal, holen sich selbst das Wasser aus oft fernen Quellen und Holz aus dem Wald, melken ganze Herden von Schafen täglich zwei- bis dreimal und erzeugen selbst den Käse. Ihr Haar ist kaum ergraut und die Gestalt verrät nicht den Druck der Jahre und des beschwerlichen Lebens. Allein gelassen und ausschließlich auf die eigene Kraft angewiesen, haben sie alle ihre Sinne in hohem Maße geschärft, erraten die kleinsten Details in der Natur, orientieren sich leicht und ohne Zaudern, erkennen Veränderungen von weitem und bewähren im Augenblick der Gefahr Gleichgewicht und ein ruhiges Gemüt.

30. Ihre Einfachheit. Vor allem hat sich jedoch das Hirtenleben mit seiner Einsamkeit in der Urwüchsigkeit der Gebräuche, der Kleidung und der Sprachformen ausgeprägt. Diese alten Hirten machen den Eindruck naiver Kinder, kurz, herzlich und einfach ist ihre Rede, gern und gastfreundlich begrüßen und bewirten sie jeden Fremden, so herzlich, als ob sie von vornherein von seiner Güte und Rechtchaffenheit überzeugt wären. Wie Kinder freut sie der Blumen- und Farbenreichtum der Natur, und wie diese im karpatischen Mittelgebirge im allgemeinen harmonisch und fröhlich ist, so sind auch die Hirten und ihr Wesen. Nur diese Einfachheit und Gutherzigkeit erklärt uns die Tatsache, daß sie dem Gelde und seinem Besitz nur geringen Wert beimessen. Ihre Hauptsorge ist die tägliche Nahrung, sind sie satt und gekleidet, dann kümmert sie das Übrige wenig; wie Naturmenschen leben sie von einem Tag zum anderen. Weit entfernt vom Getriebe der modernen Städte, dem lebhaften Verkehr, der Eisenbahn und dem Gehämmer der Fabriken, haben sie sich auch nicht die Behendigkeit, Vorsicht und Nervosität angewöhnt, die den Menschen der städtischen Kultur kennzeichnet.

31. Ihr Konservatismus. Alles, was sie tun, wiederholen sie täglich seit Jahrzehnten in gleicher Weise, so wie es ihre Ahnen durch Jahrhunderte getan haben, langsam, mechanisch, mit der Ruhe und Sicherheit, welche das vollständige Aufgehen in einer Lebens-tätigkeit mit sich bringt. Diese Ruhe und bedächtige Sicherheit ihres Handelns hat ihnen bei der Talbevölkerung auch den Vorwurf der Faulheit eingetragen. Der Konservatismus ist bei ihnen in höchstem Grade ausgestaltet, sie lieben keinerlei Neuerungen, weichen keinen Schritt von alten Sitten ab, selbst wenn sie deren Hohlheit und Unzulänglichkeit erkannt haben. Die Langsamkeit im Handeln und der Konservatismus der Anschauungen hat bei den mährischen Hirten den schwerfälligen Charakter erzeugt, der für sie so bezeichnend ist.

Ihr Hängen am Alten erklärt auch die Schwierigkeit, die bei der Einführung irgendeiner wirtschaftlichen Verbesserung bei ihnen überwunden werden muß. Das hat man auch in Mähren erkannt, als der Landeskulturrat mit der Aufbesserung der Weiden und der Schafrassen einsetzte.

32. Ihre Nahrung und Kleidung. Mit der Einfachheit ihres Charakters steht in Einklang die Bescheidenheit ihrer Lebensführung. Den ganzen Sommer hindurch stellen die Molke und das Brot ihre einzigen Lebensmittel dar. Erst in neuerer Zeit gewöhnen sie sich, besonders in den Fällen, wo die Milch nach Hause getragen und ihnen dafür Kost von dort gebracht wird, eine reichlichere Nahrung an, kaša, Erdäpfel, Buttermilch etc. Die Entlohnung, die sie für ihre mehrmonatliche Arbeit erhalten, ist noch heute recht bescheiden, war aber früher noch viel geringer, beträgt sie doch jetzt etwa 60 bis 80 Heller per Tag, früher selbst nur 20 Heller. Wenngleich das Geld im allgemeinen bei ihnen keine große Rolle spielt, so messen sie doch der Münze Wert bei. So manchmal kam es schon vor, daß ein Hirt sich lieber für eine Woche einsperren ließ, als daß er 1 Krone Steuern gezahlt hätte.

Der walachische Hirt hatte auch früher und hat noch bis heute zum Teil eine von der Kleidung des Ackerbauers abweichende Tracht. Diese besteht aus einem dicken, durch den Gebrauch geschwärzten Hemd, über das der Hirt eine ärmellose Weste (bruncle k) und darüber einen kurzen, bis zum Gürtel, höchstens bis zu den Knien reichenden Mantel (huňa) trägt. Die Beine bekleidet er mit weißen, engen Hosen (nohavice) aus dickem Schafwollstoff, die vorn einen Latz haben. Die Füße steckt er, nachdem er sie mit Schafwollfetzen (kopýtca) umwickelt hat, in Krpce, die aus einem Stück Leder geschnitten sind und mit Schnüren an der unteren Wade festgehalten werden. Den Kopf bedeckt er mit einem großen schwarzen Hut mit breiter Krempe. Ein unzertrennlicher Gefährte des Hirten ist die Ciupaga (obušek), eine leichte Handaxt, die auch beim Aufwärtsgehen als Stütze verwendet wird.

Diese billige und widerstandsfähige Tracht wurde selbstverständlich auch von den Pasekenbauern angenommen; das Gros der Talbauern (sodlák en) kleidete sich anders.¹⁾ Diese Kleidung nähert sich mehr der tschechischen, wie sie in der Olmützer und Hanániederung getragen wird, während die Hirtentracht lebhaft in allen Einzelheiten an die Kleidung der ungarischen Slowaken und der Teschener Góralen erinnert. Die Formen und der Schnitt dieser

¹⁾ An Stelle der Krpce treten Stiefel, statt der engen, langen und schweren Nohavice sieht man kurze weiße (Rožnau) oder blaue (Wsetin) Hosen, während den Oberkörper eine grüne Župica oder eine braune, allerdings der Hirtenhuňa ähnliche Halena deckt. Diese Trachten kann man leider meist nur mehr an Festtagen sehen oder im Museum in Walachisch-Meseritsch studieren.

Walachentracht haben sich, so wie der physische und geistige Typus der Hirten, durch ganze Jahrhunderte bis in die neueste Zeit hindurch unverändert erhalten. Die Tracht, wie wir sie auf den ältesten bekannten Bildern, welche Walachen darstellen, sehen, ist identisch mit der heutigen, so zum Beispiel auf der Darstellung eines Bača beim Salasch, die in dem Werke: Hanke v. Hankenstein, Bibliographie der mährischen Staatskunde, im Jahre 1786 reproduziert wurde.

Seine Tracht bereitete sich der Hirt zum größten Teil selbst, so wie er überhaupt gewohnt war, die verschiedenartigsten Arbeiten selbst auszuführen. Ebenso gewandt wie im Hirtenwesen ist er auch in der Holzarbeit, Tischlerei, Schneiderei etc. Er baut sich selbst die Koliba und den Košár, höhlt sich im Holz oft kunstvoll seine Geräte aus und verziert sie mit bescheidenen Schnitzereien. Er kann sich auch seine braune Huňa und die langen weißen Nohavice nähen, die tuchenen Kopytca schneiden und die Krpce erzeugen. Früher haben sich die Hirten auch die Pfeifen (obušky) erzeugt und mit schönen Schnitzereien verziert. Diese Fähigkeit und Übung in den verschiedensten Handwerken kommt ihnen hauptsächlich im Winter zugute, wenn sie als Weber, Tischler, Schmiede etc. sich verdingen. Wahr ist allerdings, daß gleichzeitig mit dem Verfall der Almenwirtschaft auch diese charakteristische und der Natur angepaßte Hirtenkleidung verschwindet. Fehlt es doch immer mehr an dem Grundmaterial derselben, echter Schafwolle. An ihrer Stelle verbreiten sich in den Dörfern und Gebirgen immer mehr billige und schlechte Fabrikwaren.

So wie in den Kleidungsformen haben sich auch in den Anschauungen, den Gebräuchen und der Sprache altertümliche Formen erhalten. Wir hören zum Beispiel, allerdings nur mehr aus alten Werken und darauf basierenden Beschreibungen von altertümlichen Tänzen, so von dem nur von Männern aufgeführten Tanz do hajduka.

33. Das Geistesleben der Hirten. Einen lohnenden Einblick in das Geistesleben, in die primitiven religiösen Anschauungen, den vielfachen Aberglauben, andererseits in die naive, einfache Psyche dieses Bergvolkes gewährt uns besonders der Volksliederschatz mit oft altertümlichem Rhythmus. Mit besonderer Vorliebe knüpfen diese Lieder an die Hirten an, die durch die Engel zur Krippe Christi gerufen wurden und die auch in naiver Weise Valaši genannt werden. Die Redewendungen muten oft an, wie wenn sie aus dem Mittelalter stammen würden, und manchmal entdeckt man in dem Hirtendialekt auch noch altslawische Wortformen.

Die alte Sitte des Einweihens der Herden, indem man sie um ein Feuer herumtreibt, sowie der Glaube, daß ein Erlöschen der Watra, die den ganzen Sommer brennt, Unglück mit sich bringt, weisen auf Reste eines Feuerkultus. Zum Schutz vor dem »bösen Blick« spuckte der Bača die Schafe vor dem Aufzug in die Berge an. Auch

wird uns berichtet, daß vor noch nicht langer Zeit von dem Tag der Auffahrt bis zum heiligen Johannistag den Schafhirten der Kirchgang untersagt war, damit in ihrer Abwesenheit der Böse den Tieren nichts anhaben könne. Ebenso dürfen beim Austreiben der Schafe keine schwarzen Schafe am Ende gehen. Gegen verschiedenartigen Zauberspek wurden Pflanzen getragen, so besonders *Lycopodium clavatum* und *Scrophularia nodosa*.

In ihrer Abgeschlossenheit schließen sich die Hirten nicht selten zu selbständigen Organisationen zusammen und bekommen manchmal sogar besondere politische Aufgaben. So, wenn aus ihnen im 17. Jahrhundert das Portaßenkorps gebildet wurde, das tapfer die Grenze gegen Ungarn verteidigte und auch den Kampf mit um sich greifenden Räuberhorden aufnahm. So erkennen wir in jeder Einzelheit ihres alltäglichen Lebens und ihrer Organisation den originellen Zug, den ihnen das Leben in der Natur und in der Gebirgseinsamkeit aufgedrückt hat.

34. Hypothesen zur Erklärung der Herkunft der mährischen Sennwirtschaft. Der Gegensatz zwischen dem nomadischen Hirtenleben mit seinen Eigenheiten und den sesshaften Ackerbauern war ein so großer, daß schon seit langer Zeit verschiedene Hypothesen aufgestellt wurden, um diesen Gegensatz historisch zu erklären. Die bekannteste dieser Deutungen versuchte, das Hirtenelement der Mährischen Walachei durch eine Einwanderung rumänischer Schafhirten, also durch eine ethnische und kulturelle Wanderung zu erklären.

Wir wollen nun versuchen, einen Überblick über die Entwicklung der Anschauung von der Bedeutung und der Art des rumänischen Einschlages in dem mährischen Hirtenleben zu gewinnen. Es stehen sich dabei zwei Hypothesen schroff gegenüber, die aber beide eine gemeinsame Grundlage haben. Beide erkennen an, daß das ganze Schafhirtenwesen eine Reihe von rumänischen Elementen aufzuweisen hat, deren ostkarpatische Herkunft keinem Zweifel unterliegen kann. Diese Elemente bestehen erstens in der rumänischen Terminologie, die, obwohl oft in slawisierter Form, noch bis heute in der Almenwirtschaft verwendet wird neben anderen Sprachformen; zweitens in gewissen anthropogeographischen und ethnographischen Eigentümlichkeiten, welche lebhaft an die Ostkarpaten erinnern; drittens in gewissen rechtlichen Verhältnissen, deren Vorbild man in den Ostkarpaten, respektive in Rumänien suchen kann. Nur in der Art und Weise, wie man die Übertragung dieser Elemente nach Westen sich vorstellen soll, gehen die beiden Hypothesen auseinander. Die eine glaubt, es nur mit einer Übertragung der Kulturformen zu tun zu haben, inbegriffen deren ursprünglicher Benennungen; die andere mit einer ethnischen Wanderung, die ein gewisses Volkselement nach dem Westen versetzte, das sich mit der dort heimischen

Bevölkerung vermischt und auf dieselbe die heimatlichen Kulturformen übertragen hat.

35. Die Hirtenterminologie. Wir wollen die einzelnen Punkte einer näheren Besprechung unterziehen. Der erste Umstand, der die Aufmerksamkeit der Forscher auf einen Zusammenhang zwischen der Mährischen Walachei und Rumänien lenkte, war schon der Name dieser westkarpatischen Landschaft. Denn die Ansicht Palackys, daß die Walachen Nachkommen der Bojer wären, eines keltischen Volkes, da Valch offenbar von Valh, Gallus, stammt, wurde bald aufgegeben. Schon Jireček (1865) und Tomashek (1876) weisen auf Rumänien hin, doch war es erst Miklosich, der in den Achtzigerjahren die Hypothese besser begründete. Er machte vor allem auf die sehr auffallende rumänische fachliche Terminologie, die bis heute im Almenwesen in der Mährischen Walachei gebraucht wird, aufmerksam und verfolgte dieselbe über den ganzen Karpatenbogen durch polnische, slowakische, ruthenische Landschaften bis nach Rumänien. Infolgedessen kann er zum Schluß behaupten, daß die mährischen Walachen rumänische Hirten sind oder Nachkommen eines rumänischen Stammes, vielleicht auch eines slawisch-rumänischen Mischstammes, die, vom Nordufer der Donau stammend, den ganzen Karpatenbogen entlang über die Poloninen und Almen über ruthenische und polnische Länder bis nach Mähren gewandert sind und hier sich niedergelassen haben; dieselben wurden zwar bald slawisiert, hinterließen aber mit der Kenntnis der eigentümlichen Schafwirtschaft auch die dabei gebrauchte Terminologie den Bewohnern ihrer neuen Heimat.

Man hat nun die rumänische Herkunft dieser Terminologie zu erschüttern versucht. Von den 91 Termini, denen Burada rumänischen Ursprung zuschrieb, wies G. Nether nach, daß bis auf 1 keines von den Wörtern rumänische Sprachwurzeln aufweist, sondern daß es sich vielmehr um latinisierte Wortformen einer anderen Sprache, vielleicht einer dakisch-keltischen handelt¹⁾ und daß diese Wörter ursprünglich von einem karpatischen Hirtenvolk stammen dürften, das aber weder slawisch noch rumänisch gewesen sei. Wie dem auch sei, es kommt hier nicht darauf an, wo die eigentliche Heimat dieser Termini ist, sondern darauf, daß sie gerade in einer rumänisierten Form sich über die Karpaten ausbreiteten und damit beweisen, daß sie aus den Ostkarpaten stammen und von Rumänen übernommen wurden, bevor sich diese Terminologie über die westlichen Karpaten verbreitete. Pastrnek, der eine ausgedehnte Analyse dieser rumänischen Terminologie gegeben hat, sucht auch die Tatsache nicht mehr wegzuleugnen, sondern nur auf Übertragung (durch die Slowaken), nicht auf ethnische Wanderung zurückzuführen. Jüngst hat Válek aber auf 60 in der

¹⁾ Vielleicht handelt es sich auch um arische Sprachwurzeln, die in mehreren indo-europäischen Sprachen nebeneinander vorkommen und durch slowakisierte Hirten leicht übertragen werden konnten.

Umgebung von Wsetin gebrauchte Wörter und 13 Redewendungen aufmerksam gemacht, die er als echt rumänisch anspricht.¹⁾

36. Ortsnamen. Da suchte man ein neues Argument gegen die rumänische Herkunft dieser Wörter auszuspielen: alle größeren Siedlungen und Ortschaften der Mährischen Walachei haben slawische Ortsnamen. Auch dieses Argument ist nicht stichhaltig, da die Hirten, an fortwährende Wanderungen und ein periodisches Leben im Hochgebirge gewöhnt, als solche keine Ortsgründungen veranlassen konnten. Sie fanden schon fertige Siedlungen vor, deren Namen sie natürlich auch annahmen. Dagegen haben gerade die Forschungen Váleks in letzter Zeit nachgewiesen, daß es doch zahlreiche Ortsnamen gibt, welche rumänischen Ursprungs sind; allerdings nicht Stadt- und Dorfnamen, sondern Bergnamen. In der Mährischen Walachei finden wir zahlreiche Berge und Rücken, wie folgt, benannt: Kyčera, Kychová, Gigula, Grapa, Grůň, Díl, Magura, Spina, Příslop, Pirtě, Vojvodka etc. Mögen auch einzelne von diesen nicht unbedingt auf rumänischen Ursprung zurückzuführen sein, so geht doch aus den übrigen hervor, daß die Benennung der von der ersten Kolonisationswelle des 12., 13. Jahrhunderts nicht erreichten Berge und Gebirgsrücken durch ein Volk erfolgte, welches der rumänischen Sprache mächtig war und die in seiner Heimat gebrauchten Bergnamen hierher übertrug. Dieses wichtige Argument, daß die Bergspitzen erst im 16. Jahrhundert, und zwar in rumänischer Sprache benannt wurden, spricht sehr für die Hypothese von einer rumänischen Einwanderung.

37. Andere Sprachelemente. Aber die rumänischen Ausdrücke drangen noch weiter. Válek entdeckte sie im Dialekt der Gebirgsbewohner, in manchen Kinderspielen, rumänische Ausdrücke kommen in Volksliedern vor. Mag auch die Möglichkeit einer Kultur-entlehnung durch die Slawen zugestanden werden, mögen es slawische Stämme gewesen sein, welche die Almenwirtschaft nach Mähren gebracht haben und nur die Terminologie beibehielten, so könnten diejenigen Sprachelemente, die sich in der Ortsbenennung, im Dialekt, in Volksliedern und Kinderspielen finden, doch nur von einer wenn auch kleinen Menschengruppe stammen, die einst noch auf mährischem Gebiet rumänisch sprach. Wir müssen nämlich streng unterscheiden zwischen Dingen, welche leicht übertragen werden, und Elementen, die höchst selten oder gar nicht von einem Volk auf das andere übergehen; wenn zu den ersteren gewisse Gerätschaften, gewisse Arbeitsmethoden und Wirtschaftsweisen gehören, so gehören Sprachformen, Volkslieder, Kinderspiele sicher zur zweiten Gruppe.

¹⁾ Dabei hat er wohl die Wörter ausgeschieden (11), welche lateinischen Ursprunges sind und von den höheren Volksschichten zu den Bauern vorgedrungen sind. Er unterscheidet genau in der Hirtenterminologie Wörter slawischen Ursprunges (přiluček zum Beispiel), die also bei der Wanderung unterwegs mitgenommen wurden, von den echt rumänischen, die sich kaum anderswoher ableiten lassen, wie pancif, plekat, pajta, čapar, řajka, gryfona, čulena, řutý etc.

38. Anthropologische Merkmale. Über die anthropologische Eigentümlichkeit der Bewohner der Mährischen Walachei wissen wir fast gar nichts; eingehende, auf moderne Forschungsmethoden begründete, anthropologische Untersuchungen sind noch gar nicht ausgeführt worden. Deshalb kann man zwischen den allgemeinen Angaben, die in dieser Hinsicht gemacht werden und die einander diametral widersprechen, keine Entscheidung treffen und sie nur für ungenügend begründet halten. Es erklären nämlich die einen (Florinskij, Václavek, L. Píř und andere) ausdrücklich, daß die heutigen mährischen Walachen ein rein slawisches Aussehen haben und vollständig den anwohnenden Mähnern, respektive Slowaken gleichen, während andere (Em. Kusý v. Dúbrav in der Österreichisch-ungarischen Monarchie, p. 176) behaupten, daß gewisse Unterschiede gegenüber den Tschechen und Deutschen der mährischen Niederungen bestehen, Unterschiede, die auf die Ostkarpaten verweisen. Dahin wird ein hoher Prozentsatz (40 Prozent der untersuchten Schulkinder) von grauen Augen gerechnet und die auch an Huzulen und andere ostkarpatische Völker erinnernde stark dunkle Farbe der Augen und Haare. Selbst wenn wir genaue Untersuchungen über die körperlichen Eigenschaften der heutigen Bewohner der Mährischen Walachei hätten, wäre die Frage noch nicht entschieden, denn es wäre wohl schwer, einen an Individuenzahl schwachen Blutstammes,¹⁾ der vor 400 Jahren einwanderte, nachzuweisen, nachdem von einer Isolierung keine Rede sein konnte, sondern die Fremdlinge jedenfalls schnell slawisiert wurden.

39. Folkloristische Kennzeichen. Nicht minder schwierig ist es, durch ethnographisch-folkloristische Parallelen eine Verwandtschaft, respektive den Mangel einer Verwandtschaft zu behaupten und zu beweisen. Das erhellt schon daraus, daß eine Gruppe von Forschern sich gerade auf solche Parallelen stützt, um die Verwandtschaft der mährischen Walachen mit oberungarischen Slowaken nachzuweisen (Pastrnek, Florinskij), während andere mit derselben Energie auf Siebenbürgen und die Rumänen hinweisen (Válek). Es handelt sich hier um Kleidungsstücke und den Schnitt derselben, um Tänze, um Festlichkeiten am Vortage des Johannistages, um denselben Rhythmus in den Volksliedern, um gewisse Formen bei Trinkopfern vor dem Trinken, Begräbnissitten (Klageweiber und Geldgaben für den Tod), endlich sollen die auf den Vrub eingegrabenen römischen Ziffern auf rumänische, jedenfalls lateinische Herkunft hinweisen. Aber es soll zugestanden werden, daß all diese Details, Sitten und Gebräuche nicht zu Formen gehören, die nicht selbstständig an verschiedenen Orten entstanden sein können oder die

¹⁾ Werden doch die Rumänen als ein zum größten Teil slawischer und nur romanisierter Volksstamm angesehen.

nicht in den Urschatz der alten indo-europäischen Vorstellungen und Sitten gehören, so daß ihr gleichzeitiges Vorkommen bei zwei Völkern dieses Völkerkreises noch nicht auf engere Beziehungen zwischen ihnen schließen läßt.

40. Rechtliche Verhältnisse. Endlich gründet sich die Verwandtschaft des Hirtenwesens der Mährischen Walachei mit der rumänischen darauf, daß hier und dort gewisse eigenartige rechtliche Einrichtungen erscheinen, die in den volkstümlichen Rechtssystemen Mährens eine gewisse Sonderstellung einnehmen und daher auf fremden Ursprung deuten. Wir meinen das Woiwodenwesen, die demokratische Versammlung der an der Hirtenwirtschaft Beteiligten und anderes. Seit dem 16. Jahrhundert bis in das 17. Jahrhundert wurden in der Mährischen Walachei an verschiedenen Stellen Woiwoden erwähnt, die teilweise von den Almenteilhabern sich selbst bestellt oder von der Grundherrschaft als der Besitzerin der Almengründe der ganzen Wirtschaftsform an die Spitze gestellt worden sind. Der von den Žerotíns bestellte Woiwode von Rožnau z. B. hatte die Kontrolle über das ganze Hirtenwesen und wurde darin unterstützt sogar von zwölf Beamten und zwei Hilfsleitern. Er hatte also nachzusehen, ob die Besitzer für jedes Schaf das Weidegeld entrichteten und dafür auch die entsprechende Käsemenge erhielten. Ja, der Woiwode hatte in Almenfragen sogar eine eigene Gerichtsbarkeit und wachte unter anderem darüber, daß die Grenze der Almen gegen den herrschaftlichen Wald nicht überschritten wurde. Alle Bestimmungen, Verordnungen und Gerichtsentscheidungen wurden aber auf den zweimal jährlich (im Frühjahr und im Herbst) stattfindenden Versammlungen der Vrchaři unter Leitung der Woiwoden getroffen. In Rožnau war die Woiwodenwürde erblich und war bei der Familie Kramoliš Nr. 118, in Bečová bei den Fíurý und Kolaček. Der Woiwode hatte eine eigene Kleidung, die reich verziert war und durch ihren Schmuck auffiel (besonders schöne Knöpfe). Es war dies also eine eigene, bis zu einem gewissen Grade selbständige, administrative und wirtschaftliche Organisation, die sich nach eigenen Gesetzen, dem »*valašské právo*«, richtete. Wenn auch diese Organisation in Mähren eng verknüpft erscheint mit der grundherrlichen Gewalt der Latifundienbesitzer, so weist doch die in hohem Grade republikanische Form und der Name nach dem Osten. Tatsächlich nimmt der Woiwode in Mähren eine Mittelstellung ein und bekommt auch sowohl von der Herrschaft wie von den Mišanfci ein Entgelt für seine Mühe (in natura).

Diese verschiedenen Tatsachen werden von allen Forschern anerkannt und werden auch alle vom Osten hergeleitet. Nur die Interpretation ist eine verschiedene; die einen glauben, all diese Erscheinungen als übertragbar ansehen zu können, und erklären, daß sie nach Mähren kamen durch Übertragung von den nachbarlichen

Slowaken und Polen, die wieder diese Sitten, Anschauungen etc. von den Ruthenen und Rumänen übernommen haben. Dabei sei keine Volksbewegung ausgelöst worden. Die anderen meinen aber, daß nicht alle oben beschriebenen Erscheinungen auf diese Weise übertragbar seien. So sind Sprachelemente, die noch im Dialekt vorkommen und auch dazu gedient haben, wichtige Punkte in der Landschaft zu benennen, gewiß wohl nicht übertragen worden, denn sie stehen ja in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Hirtenwesen und würden, wenn nicht rumänisch sprechende Menschen nach Mähren gekommen wären, wohl niemals in die Sprache der Mährischen Walachei eingedrungen sein. Dasselbe dürfte der Fall sein mit so tiefgreifenden rechtlichen Institutionen, wie die Woiwodschaft, mit gewissen anthropologischen Merkmalen und anderem. Damit ist hier eines der wichtigsten Probleme der modernen Ethnologie aufgeworfen, ob die bisher beobachteten Identitäten, die zwischen der Mährischen Walachei und Rumänien, respektive Siebenbürgen festgestellt wurden, durch eine Kulturübertragung erklärt werden können oder eine, wenn auch schwache, anthropologische und ethnische Beimischung durch eine Volkswanderung verlangen.¹⁾ Wir wollen vorläufig in diese Diskussion noch nicht eintreten, ist doch eine Entscheidung dieser Frage einer der Endzwecke einer projektierten Studie, welche Schritt für Schritt den ganzen Karpatenbogen umfassen soll. Es ist bisher von einzelnen Forschern gerade darin am meisten gesündigt worden, daß man sich nicht die Mühe gab, die Zwischenglieder des großen Sprunges von Mähren nach Siebenbürgen näher kennen zu lernen. Erst wenn wir dieses ganze Material gesammelt und geordnet haben werden, wenn wir eine Monographie des Hirtenlebens der Karpaten geschaffen haben werden und alle Übergangsformen zwischen dem Westen und dem Osten bei den verschiedenen Völkern, den Tschechen, Polen, Slowaken, Ruthenen und Rumänen kennen gelernt haben werden, können wir es wagen, das aufgeworfene Problem zu lösen, das eines der interessantesten Kolonisations- und Kulturprobleme Mitteleuropas darstellt. Deshalb möge es mir gestattet sein, nur um die Verhältnisse in Mähren in das rechte Licht zu stellen, auf einige auffallende Tatsachen noch hinzuweisen, ohne mir eine Entscheidung über das Gewicht dieser Erscheinungen bei der Lösung der besprochenen Frage vorläufig zu erlauben.

41. Übereinstimmung der Almenwirtschaft in Mähren und Rumänien. Die erste Tatsache, die auffällt, ist die überraschende Übereinstimmung, welche die mährische Almenwirtschaft mit der rumänischen aufweist. Man sollte annehmen, daß bei einer langsamen, wohl durch Jahrzehnte und durch Jahrhunderte währenden Übertragung der Technik der Almenwirtschaft und der damit verbundenen Sitten, Gebräuche, Namen etc., die noch dazu über eine ganze Reihe von

¹⁾ Graebner: Methoden der Ethnologie. Braunschweig 1912.

Völkern gehen mußten, einzelne Züge verwischt wurden, die Bedeutung von Wörtern sich änderte, andere Sitten sich einschlichen, andere Methoden gewonnen wurden u. s. w. Doch merkt man nichts dergleichen in Mähren. Was noch heute von der alten Wirtschaftsweise erhalten ist, stimmt ganz genau überein; denn solchen Verschiedenheiten, daß in Rumänien neben Käse auch Butter, hier aber nur Käse erzeugt wird, können wir keinen großen Wert beimessen. Hängt dies doch vor allem von dem Milchvorrat ab sowie von dem lokalen Verbrauch und Bedürfnis. Überdies kann man auch in Mähren an manchen Orten noch Vorrichtungen zur Bereitung von Butter auf den Almen finden. Natürlich sind einige Neuerungen, die erst in jüngster Zeit auf den mährischen Almen eingeführt wurden, wie manche Geschirre etc., die zum Teil direkt auf den Einfluß des mährischen Landeskulturrates zurückgehen, hier außer acht zu lassen. Ich kann nicht umhin, einzugestehen, daß die Unverfälschtheit, um mich so auszudrücken, die Reinheit und Naturtreue, welche die mährische Schafzucht gegenüber der rumänischen noch bewahrt hat, sehr dafür spricht, daß diese Technik in Mähren direkt von den Rumänen (also einem verschlagenen Volksstamm) oder von einem Volk eingeführt wurden, das mit den Rumänen in langer und enger Berührung stand. In dieser Hinsicht erscheint die Hypothese Váleks, wonach ein Teil der Mährischen Walachei (besonders die Gegend von Klobouk-Brumov) im 13. Jahrhundert von einem Kolonisationsstrom betroffen worden sei, der unter dem Einfluß der Mongoleneinfälle oder vielleicht in späterer Zeit aus Abanj-Toma und den der Marmaros benachbarten Gegenden ausgewandert sei, in neuem Licht.¹⁾

42. Das plötzliche Auftreten der Almenwirtschaft in Mähren. Die zweite auffallende Tatsache ist, daß, soweit man bisher auf Grund von historischem Material urteilen kann, die Almenwirtschaft mit all ihren Einrichtungen, Sitten und Methoden relativ plötzlich in Mähren erschienen sei. Es wird direkt das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts als diejenige Zeit bezeichnet, wo in Mähren Woiwoden, Walachen, Salaschen auftauchen, die Berge rumänische Benennungen erhalten und das ganze Land eine mehr oder minder tiefe wirtschaftliche Umwälzung durchmachte. Der erste Walach wird in Krásná bei Meseritsch 1546 erwähnt. Kaum ins Land

¹⁾ Válek selbst hält nun diesen Kolonisationsstrom für einen agrikolen, stützt seine Hypothese auf Namen der ständigen Siedlungen (Dörfer), die eo ipso jede nähere Auskunft über die nomadische, „namenlose“ Hirtenwirtschaft ausschließen, und führt die Einführung der Schafzucht auf einen jüngeren, dem 15. und 16. Jahrhundert angehörenden Kulturstrom zurück. Die Anschauungen dürften im allgemeinen zutreffend sein, doch glaube ich, daß auch die älteren Kolonisten wenigstens in bescheidenem Maße Almenwirtschaft übten, da sie doch aus der unmittelbaren Nachbarschaft der rumänischen und ruthenischen Almenwirtschaft stammten. So würde das im folgenden besprochene plötzliche Aufblühen des Almenwesens in Mähren im 16. Jahrhundert weniger befremden: der Grund und Boden war eben hiezu schon gut vorbereitet.

gekommen, beginnt die Almenwirtschaft sich ausgezeichnet zu entwickeln, reift rasch einer Blütezeit entgegen, wird fast zur herrschenden Wirtschaftsform, welche die Grundherrschaft zu fördern, die ganze Bevölkerung auszunützen sucht. Dieses plötzliche Auftreten ganz neuer Wirtschaftsformen, die doch offenbar in den damaligen physischen und kulturellen Bedingungen des Landes einen fruchtbaren Boden fanden, will auch nicht mit einer Kulturübertragung stimmen. Denn diese ist in der Regel ein langsamer Prozeß, der sich durch lange Jahrhunderte zieht, nicht gleich mit voller Kraft einsetzt und sich nicht so rasch einwurzelt. Ein Versuch, die Hypothese von der Kulturübertragung aufrecht zu erhalten, wird immer mit diesen historischen Tatsachen rechnen müssen.

43. Verschiebung der Volks- und Kulturgrenzen in den Karpaten. Endlich ist noch auf eine allgemeine Erscheinung hinzuweisen, welche die ganzen Karpaten umfaßt, sogar in den Mittel- und Ostkarpaten viel deutlicher auftritt, sich aber auch in Mähren, wenn auch nur in abgeschwächtem Maße, gleichsam wie ausklingend nachweisen läßt. Jedem, der etwas genauer den Verlauf der kulturellen, der nationalen (respektive sprachlichen) und konfessionellen Grenzen in den Karpaten betrachtet hat, ist wohl die Tatsache aufgefallen, daß sie im Gebirge eine weitgehende Verschiebung in das Gebirge, respektive westwärts erleiden. Die Rumänen, die im ungarischen Tiefland nicht über den Banat hinauskommen, und zwar noch die Bukowina, aber nicht mehr Galizien betreten, erreichen im Bergland noch die Marmaros und dringen sogar noch etwas weiter westwärts. Ähnlich verhält es sich mit den Ruthenen: dieselben sind im Hügelland und Tiefland nur bis zum San westwärts vorgerückt, während sie die Karpaten mit einer ganzen Reihe von Stämmen bevölkern, die sich mit der Zeit bis zum Poprad und Dunajec vorgeschoben haben. Auch in Ungarn rücken sie sehr weit westwärts und erscheinen noch im Komitat Saros, selbst in der Zips in ansehnlicher Zahl. Die Verschiebung dieses Volksstammes westwärts im Gebirge gegenüber der Ebene beträgt etwa 100 km.

In den Westkarpaten bewohnen die zentralen Teile des Gebirges Polen und Slowaken. Beide Völker schieben sich im Gebirge als geschlossene Massen vorwärts, die Polen bis fast an die mährisch-schlesische, die Slowaken nominell bis an die ungarische Grenze; doch ist darauf aufmerksam zu machen, daß der Einfluß der polnischen Sprache (Wasserpölkisch), gewisser Sitten und häuslicher Kultur, wie besonders in früherer Zeit selbst von böhmischen Forschern zugestanden wurde, viel weiter nach Westen reichte. So weist Kořistka an vielen Stellen auf Anklänge an das Polnische hin, die er in der Tracht der Ostmährer, im Hausbau und besonders im Dialekt gefunden hat. Diesen starken polnischen Einschlag im Dialekt hat Bartoš genauer untersucht in seiner Dialektologie. Der Akzent auf der vor-

letzten Silbe, das harte r statt des böhmischen ř, die Endungen der Adjektiva auf -astý, -istý, verschiedene grammatische Formen, wie der Instrumentalplural -ami, der Lokativ Pluralis -och, die erste Person Präsens singular -em statt -u, die scharfe Aussprache des dz statt des böhmischen z etc. sprechen für den starken Einfluß der polnischen Sprache auf den Dialekt der Gebirgsbewohner.

Die Bauart der Holzhütten erinnert sehr lebhaft an das polnische Góralenhaus: besonders der sorgfältige hohe Giebelbau, mit Schindeln gedeckt, das am unteren Rand gebrochene Dach, das sorgfältig gedeckte, kegelartige Dachstück, welches die Öffnung deckt, durch welche die das Hausdach tragende Stange herausragt. Der Gang mit der Brüstung, der sich oft vor dem Haus findet, die Konstruktion des ganzen Gebäudes (die Mauerung, Fensteranlage) erinnert an das nord-schlesisch-polnische Beskidenhaus. Kusý v. Dubrav (Mähren, Österreichisch-ungarische Monarchie, p. 126) weist auch auf anthropologische Ähnlichkeiten mit den polnischen Góralen hin; weiter glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir die eigenartige und im übrigen Mähren wenigstens in früherer Zeit ganz ohne Analogie dastehende feine Weißstickerei (auf den alten Kopftüchern), die in Rožnau erzeugt wurden, ebenso wie die mühevollen Durchbruchsarbeiten auf batistartigem Leinen mit einer nach Viktor Houdek (Mähren, p. 228) altertümlichen Ornamentik auf den Einfluß der polnisch-schlesischen Hausindustrie und Volkskunst zurückführen. Wollte man diesen Einfluß genauer nachweisen, müßte man auf die alte ethnographische Literatur zurückgreifen, denn heute ist natürlich durch die böhmischen Schulen und den Anschluß an das böhmische Kulturleben dieser Einfluß stark verwischt worden.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der slowakischen Sprachgrenze. Bekanntlich sind die Slowaken ein den Böhmen sehr nahe verwandter Stamm, so daß zwischen beiden die feinsten Übergangsformen stattfinden und eine genaue Abgrenzung der beiden Völkerschaften sehr erschweren. Das erhellt schon daraus, daß man heute als Sprachgrenze im ganzen und großen die politische Staatsgrenze ansieht, obwohl doch jedem klar ist, daß politische Grenzen im allgemeinen nicht ursprüngliche Volksgrenzen sind, sondern es höchstens im Laufe der Zeit werden können. Tatsächlich ist auch in der südlichen Mährischen Walachei von vielen Autoren ein starker slowakischer Einfluß (besonders in vergangener Zeit) festgestellt worden, ein Einfluß, der wohl durch Angehörige des slowakischen Volksstammes selbst, die sich an der Olšava und Vlára ansiedelten, hereingetragen wurde und der erst in jüngerer Zeit durch die böhmische Kultur und durch national-böhmische Ideen zurückgedrängt, respektive aufgesaugt wird. Wir möchten noch wenigstens das Klobouker und Brumover Längstal als einst dem slowakischen Einfluß unterworfen bezeichnen und treffen damit auch hier die westlichsten Punkte des Vordringens slowakischer ethnischer sowie kultureller Elemente.

Da Rumänen und Ruthenen heute fast durchaus der griechisch-katholischen, die Polen und Slowaken aber der römisch-katholischen Kirche angehören, während gerade die Böhmen in der Mährischen Walachei, zum Teil wenigstens, dem Protestantismus ergeben sind, erhalten wir auch in dem Verlauf der Kirchengrenzen im Karpatengebirge starke Ausbuchtungen nach Westen, die mit den vorhin geschilderten Hand in Hand gehen. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß alle diese Grenzlinien unter dem Einfluß einer großen Völkerwelle stehen, welche, von Osten kommend, die Völker im Gebirge westwärts vorschob, dabei wie eine elastische Kugel ihre eigene Bewegungsenergie an das Nachbarvolk abgab, daß dieses den Stoß weiter fortpflanzte u. s. w. Ob diese gewaltige, sich durch fünf Völker fortsetzende Bewegungswelle, die wohl einige Jahrhunderte andauerte, mit der Ausbildung und Übertragung rumänischer Hirten- und Almenkunst nach den Westkarpaten in ursächlichem Zusammenhang stand, hoffen wir am Schlusse unserer Forschungen in den Karpaten nachweisen zu können.

Im folgenden gebe ich die Literatur an, aus der ich manche Angaben zur physisch-geographischen Skizze wie auch zur Anthropogeographie, Ethnographie und Wirtschaftskunde der Mährischen Walachei entnommen habe:

Bartoš Fr.: Dialektologie Moravská (Mährische Dialektologie), Brünn 1886.

— Moravské Valašsko, kraj i lid (Die Mährische Walachei, Land und Leute). Lid a národ 1888, 155—238.

Baye Ad.: Doplňky k salašnictví valašskému (Beiträge zum mährisch-walachischen Hirtenwesen). Sborník Mus. Spol. ve Val.-Meziříčí No. 14, 1911, p. 17.

— Moravským Valaškem na Slovensko a Tatry (Durch die Mährische Walachei und die Slowakei in die Tatra), Brünn 1900.

Boháč: Entwicklung der Sprachgrenzen und Sprachinseln in Mähren. Programm der Realschule in Ungarisch-Brod 1907.

Burada: O calatorie la Romania diu Moravia.

Červinka: Morava za pravěku (Mähren in Urzeiten). Vlastivěda Moravská, Brünn 1902.

Dědina W.: Geologický nástin okolí Valašsko-Meziříčského (Geologische Skizze der Umgebung von Walachisch-Meseritsch). Programm des Staatsobergymnasiums in Walachisch-Meseritsch 1902, 3—11.

Domlivil E.: Aus dem Leben der Walachen oder Schafhirten in der Mährischen Walachei. Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Wien 1910, 108.

Dubský-Pozbyl: Valašští pastuchové v Zubří (Walachische Hirtenlieder in Zubří). Sborník Mus. Spol. ve Val.-Mez. 1907, No. 13.

Dvorský: Morava za pravěku (Mähren in Urzeiten). Vlastivěda mor. I (2), Brünn 1901.

Florinskij: O proischoždeniu i imeni moravskich Wałachow (Über die Herkunft und den Namen der mährischen Walachen). XI archeolog. zjazd, Kijów 1899. Izv. Otd. russk. jaz. u słow. 1900 V, 336—337. (Siehe auch Václavek, Sborník Mus. Spol. ve Val.-Mez. No. 5—6, 1900, 27/8.)

Hanke v. Hankenstein: Bibliographie der mährischen Staatenkunde, Wien 1786.

Jireček I. H.: Das Entstehen der christlichen Reiche im Gebiete des heutigen österreichischen Kaiserreiches, Wien 1865.

Kadlec K.: I. H. Gallaše stracený spis o Valašich v Kraji Přerovském (Eine verlorene Beschreibung der Walachen des Prerauer Landes von I. H. Gallaš). Český lid, Prag 1906, 15, 162/178, 209/225, 257/277.

Kaulich: Landeskunde von Mähren, Wien 1903.

- Klvaňa: Das ostmährische Eruptivgebiet. Verhandlung des Naturforschervereines, Brünn 1890.
- Geologie Moravy (Geologie von Mähren) mit Karte 1:750.000, Brünn 1897.
- Kolářek J.: Založení Hutiska a jeho fojtství (Die Gründung von Hutisko und seiner Vogtei). Sborn. Mus. Spol. ve Val.-Mez. 1911, No. 14, 1 ff.
- Koristka: Die Markgrafschaft Mähren und das Herzogtum Schlesien in ihren geographischen Verhältnissen. Wien, Olmütz 1861.
- Kramoliš: Rožnovský okrés (Der Rožnauer Kreis). Vlast. Mor. II (55).
- Důry na Radhošti a Pustevnách (Höhlen am Radhošt). Sborn. Mus. Spol. ve Val.-Mez. 1903.
- Laus: Die nutzbaren Minerale und Gesteine der Markgrafschaft Mähren und des Herzogtums Schlesien (Karte 1:750.000), Brünn 1906.
- Lukašek: Dějiny evang. církve a. o. v Pozdětchově (Geschichte der evang. Gemeinde in Pozdětchov), Wsetín 1900.
- Mähren, Markgrafschaft -- Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1897.
- Makovsky: Der Mensch im diluvialen Mähren, Brünn 1899.
- Maniak: Die mährischen Walachen. Wollny's Taschenbuch zur Geschichte Mährens und Schlesiens I, 1826, 263—281.
- Martianu: Valachii die Moravia, Uricariul, Jassy 1876.
- Miklosich: Wanderung der Rumänen in den dalmatinischen Alpen und den Karpaten. Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften, histor. Kl. 1880, 30, 1—66, mit histor. Notizen von Kažunjački.
- Milkowicz: Über die Volksnamen Welsch, Walach, Waloch und Lach. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, No. 124, 125.
- Pastrnek: O původě moravských Valachův (Über die Herkunft der mährischen Walachen). Čas. Muz. Mor. 1907, 31, 113—129; vide: Slov. Pohľady 1893, 662, 762.
- Paul: Das mährisch-ungarische Grenzgebirge. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, Wien 1890, 40.
- Rzehak: Ein Petroleumvorkommen in Mähren. Verhandlungen des Naturforschenden Vereines, Brünn 1899, 52.
- Beiträge zur Kenntnis der karpatischen Sandsteinzone in Mähren. Brünn, Annales musei Franciscei 1897, 15—55.
- Schwalb: Beiträge zur mährischen Siedlungsgeschichte. Zeitschrift des deutschen Vereines für Geschichte Mährens und Schlesiens 15, 1911, 155—221.
- Schwoy Fr. Jos.: Topographie der Markgrafschaft Mähren, Wien 1793.
- Tomashek: Zur walachischen Frage. Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1876, 342—346.
- Václavek M.: Hlas rumunský o původu a jméně Valachů (Eine rumänische Stimme über die Herkunft und den Namen der Walachen). Sborn. Mus. Spol. ve Val.-Mez. 1899, No. 4, 45—50.
- Land und Volk der Mährischen Walachei. Zeitschrift für österreichische Volkskunde II, 1896, 40—53, 236—250.
- Moravské Valašsko v písemnictví českém a cizím (Die Mährische Walachei in der böhmischen und fremden Literatur). Národopisný sborník českoslov. 1898, 3, 49—59.
- Válek J.: Poznámky k mapě mor. Valašska (Beiträge zur Karte der Mährischen Walachei). Časopis mor. musea zemského. 1907, 7, 51—58, 220—233; 1908, 8, 81—118, 257—293; 1909, 9, 109—130, 194—211; 1910, 10, 133—146, 289—304; 1911, 11, 123—135, 282—288.
- Vrančovský J. Ország: Hlas rodáka Valašského ku článku „O původu a jméně Valachů“ (Stimme eines walachischen Landsmannes über den Artikel „Über die Herkunft und den Namen der Walachen“). Sbornik Mus. Spol. 1899, No. 4, 56.
- Žámečník Ant.: Dřevařství na Valašsku (Holzindustrie in der Walachei). Ibidem 1907, No. 13.

Die alte bäuerliche Beheizung in Oberösterreich.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit 4 Textabbildungen.)

(Schluß.)

Die Verwendung des Backofens in der Stube, wie schon im Hause Helmbrecht, hat lange gedauert und kommt noch häufig vor.¹⁾ Nun mußte man im Winter zwar täglich heizen, hatte aber nur selten zu backen, was im Sommer sehr lästig war. Der Backofen brauchte auch wegen seiner dicken Wände zum Heizen viel Holz, um zu wärmen. Der Aufenthalt in der Küche, besonders im Winter, war äußerst unangenehm wegen des offenen Schlotens, der notwendig stets etwas offen zu haltenden Tür, der Hitze und des Rauches vom offenen Herd. Das Küchenfeuer konnte überdies nicht zum Wärmen der Stube im Winter ausgenützt werden. Man stellte deshalb im Mühlviertel, aber auch teilweise südlich der Donau in mittleren Wirtschaften einen Kochofen auf, welcher sowohl zum Kochen als auch zum Wärmen dienen konnte und durch Rauch nur selten belästigte. Er ist verkachelt, hat innen einen offenen Herd, gegen die Stube eine Öffnung von 40 bis 60 cm, die durch eine eiserne Doppeltür zu verschließen ist. Der Hohlraum des Ofens geht noch ein Stück über die Tür hinauf, wo sich der Rauch ansammeln und dann durch ein Rohr und Loch in der Wand in die Schwarze Küche abziehen kann. Nun wird auf diesen Öfen im Mühlviertel meist auch im Sommer gekocht, weil sie doch nicht so lästig und andauernd wärmen wie Backöfen. Für kleinere Haushaltungen ist der beständige Aufenthalt der Hausfrau in der Stube mit den Kindern sehr bequem. Die Schwarze Küche diente dann nur zur Bereitung des Viehtrankes, manchmal auch zum Kochen im Sommer. Näher beschrieben wurden solche Kochöfen aus der Gegend von Offenhausen, also in der Nähe der Westbahn.²⁾ Man nennt sie dort und auch an anderen Orten Gucköfen, wahrscheinlich, weil sie schon seit langer Zeit als altväterisch gelten und nur mehr bei Armen und Auszählern vorkommen. Nun heißt der Urgroßvater in Oberösterreich Guckähnl und daher dieser Name. Diese Öfen wurden verbessert, indem man seitwärts eine Bratröhre einschaltete.

Die Beheizung der Stube hat in den reichen Gegenden Oberösterreichs, besonders zwischen dem Traun- und Ennsfluß, eine eigene Entwicklung gehabt. Jedenfalls war dort stets so viel zu backen, daß man den Backofen in der Stube nicht unterbringen konnte und ihn entweder in die Küche oder in ein anderes Gebäude mit Heizung, etwa die Dörrstube, stellte. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß man in der Stube einen kleineren Backofen beließ,

¹⁾ Verfasser im Textbuch zum Österreichischen Bauernhauswerk, S. 129.

²⁾ Durch Gutsbesitzer Herrn Joh. Grillmayer in Mitt. d. Anth. Ges., Bd. 36, S. 243.

sowohl zur Beheizung als auch zum Braten und Backen verschiedener Speisen, denn die Heizung und Beschickung geschah von der Küche. Wenn wir die Entwicklung der Stubenheizung weiter verfolgen wollen, müssen wir uns an Niederösterreich halten, welches in seinem südwestlichen Teil dem angrenzenden Oberösterreich sehr ähnlich ist und wo in den Weistümern zahlreiche Auskünfte zu holen sind.¹⁾ In Niederösterreich erschienen besondere Backöfen, die also nicht mehr Heizöfen waren, schon Ende des 15. Jahrhunderts, dann wieder im 16. Jahrhundert, in Tirol im 16. Jahrhundert öfter. In Oberösterreich wollen wir den Beginn damit nach 1600 annehmen, wo eigene Stubenöfen in reicheren Bezirken, etwa bis Linz und Wels, anzunehmen wären. Von Kachelöfen kann noch keine Rede sein. Im damals hochentwickelten Tirol werden sie im 16. und 17. Jahrhundert selten erwähnt, in Niederösterreich und den angrenzenden Alpenländern gar nicht. Ich nehme sie in Niederösterreich erst nach dem letzten Türkenkrieg um 1700 an, in Oberösterreich wird 1750 nicht zu spät sein. Und dann waren es nur Topfkacheln, die weit ins 19. Jahrhundert gereicht haben und an manchen Orten, wenn auch für mindere Heizungen noch in Verwendung, vielseitig in Erinnerung sind. An der Grenze zwischen Innviertel und Salzburg sind deren mehrere zu sehen. Daß bei reichen Bauern oder einzeln in großen Gasthäusern schöne Kachelöfen standen, soll nicht geleugnet werden. Im Mühlviertel werden die verkachelten Kochöfen in der Stube kaum vor dem 19. Jahrhundert begonnen haben, im südlichen Gebirge etwas später. Die Kacheln waren bis in unsere Zeit flach und einfärbig, meist grün. Der Stubenofen ist stets umgeben von der hochgeschätzten Ofenbank, soweit dem nicht eine Heizung im Wege steht. Im Innviertel steht in der Ecke zwischen Ofen und Wand meist noch ein Sofa als bevorzugter Ruheplatz, obwohl ein Lehnstuhl auch selten fehlt. Zum Trocknen der nassen Kleider oder von Kinderwäsche ist, wo nicht eine offene Heizung es hindert, ein Gestänge, das »Ofenglander«, angebracht, entweder auf der Bank stehend oder an der Decke hängend. In einzelnen Orten gebraucht man dazu auch eine Kammer im Obergeschoß, wo der Rauchschlot durchgeht. Im Innviertel sind in der Längsrichtung des Ofens unter der Decke zwei Stangen befestigt, wo Linnen und auch Späne getrocknet werden. An den Enden sind sie eingemauert.

In den reichen Gegenden hat schon im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stufenweise von den städtischen Mittelpunkten aus der Sparherd Fuß gefaßt, anfangs wegen Baufehler und aus Vorurteil bekämpft, dann aber doch wegen Vermeidung des offenen Rauches und Reinlichkeit angenommen. Man setzte die Einrichtung sowohl in die Küche als auch in den Stubenkochofen, was man *Sparküche*, beziehungsweise *Sparofen* nannte. Südlich der

¹⁾ Verfasser in *Zeitschr. d. V. f. V.*, XVII, S. 37 ff.

Donau bildete sich noch für mittlere und kleine Haushaltungen eine besondere Einrichtung aus. Der Ofen in der Stube wurde im Winter zum Wärmen und Kochen verwendet, doch in anderer Weise als im Mühlviertel, indem er stets von der Küche aus bedient wurde. Im Sommer kochte man in der Küche auf dem offenen oder Sparherd, im Winter mittels genügend langer »Ofengabeln« oder »Ofenwagens« im Ofen — auf kleinen Sparherdeinrichtungen. So ist es auch in Niederösterreich und bei den Heanzen häufig der Fall.¹⁾ Auch im Innviertel war früher eine ähnliche Einrichtung im Gebrauch. In der Wand zwischen Küche und Stube war eine genügend große Öffnung zum Beheizen und Beschicken des Ofens, welche bei Nichtbenützung desselben mit Eisentüren zum Schließen war, also ganz ähnlich wie die vorbeschriebene Art. Eine andere dort noch vorhandene Einrichtung besteht in einem Ofen in der Stube,²⁾ der mit Bratröhre und Wasserwanne versehen ist und in der Stube geheizt wird. Doch wird nur aushilfsweise dort gekocht. Der nicht zum Kochen verwendete Raum ist hohl und füllt sich mit heißem Rauch, der durch ein Blechrohr nach der Küche abzieht. In der Gegend von Steyr wird seit Einführung des Sparherdes von der Küche aus der Stubenofen derart geheizt, daß die Rauchgase aus dem Sparherd zwar zum Schlot abziehen, doch wegen der Verbindung mit dem Innern des Ofens denselben anfüllen und die Stube erwärmen. Dies ist nur dort möglich, wo sehr viel gekocht wird. Eine neuere Art ist die Beheizung des Kachelofens von der Küche aus nur zur Erwärmung, wie dies in Niederösterreich schon längst, auch in Salzburg im Gebrauch ist. (Abb. 17.)³⁾ Wo die Kohlenfeuerung schon eingeführt ist, benützt man eiserne Öfen, weil sie den dafür nötigen Zug erzeugen.

Das Braten und Backen geschah dort, wo nur ein offener Herd war, im Backofen, wo man die Hitze nach dem Brotbacken dazu benützte, was als sehr vorteilhaft geschätzt wurde. Doch ist dies auch über offenem Feuer möglich, wenn der Deckel der Pfanne oder Rein mit glühenden Kohlen belegt wird. Dazu diente auch im Winter aushilfsweise die in kleinen Wirtschaften im Ofen eingesetzte Brat- oder Warmröhre. (Abb. 17.) Neben ihr erscheint auch die Wasserwanne, zwei Einrichtungen besonders aus Rücksicht auf die kleinen Kinder. — Das Rauchfleisch erfordert einen mäßigen, nicht zu warmen Holzrauch, hängt deshalb nicht unmittelbar über dem Herd, sondern entweder am Ende des Küchengewölbes in der Erweiterung des Schlotes oder im Obergeschoß, auch Dachboden in einem seitlichen Anbau an den Schlot hinter verschlossener Eisentür. Im Innviertel werden von unten in den Schlot aufrechte Stangen (Kleehüfeln) gestellt, wo an Querhölzern die Fleischstücke hängen. In großen Wirtschaften ist

¹⁾ Verfasser im Österreichischen Bauernhauswerk, Textband, S. 132.

²⁾ Nach Herrn Hugo v. Preen.

³⁾ Aus dem Textband zum Österreichischen Bauernhauswerk, S. 133, Abb. 3.

eine besondere Selchküche vorhanden, wo mit Reisig leichter Rauch gemacht wird. Das gleiche geschieht auch dort, wo bereits mit Steinkohlen geheizt wird. Das fertige Fleisch wird auf dem Dachboden, im Tenn- oder Tradkasten, wohl geschützt vor den Nagetieren verwahrt.

Die Küchen-, beziehungsweise Kocheinrichtung beim offenen Herd ist einfach und bekannt. Hängekessel mit Drehkran ist selten und fast nur mehr in den Alphütten vorhanden. Die gewöhnlichen geschweiften Hafen werden einfach um das offene Feuer gestellt, größere Hafen und Reinen mitten auf Dreifüße, eiserne Pfannen desgleichen mit Pfannhalter. Es gibt auch Pfannen mit Füßen ganz aus Ton. Des Preises halber vermied man eisernes Geschirr nach Möglichkeit und

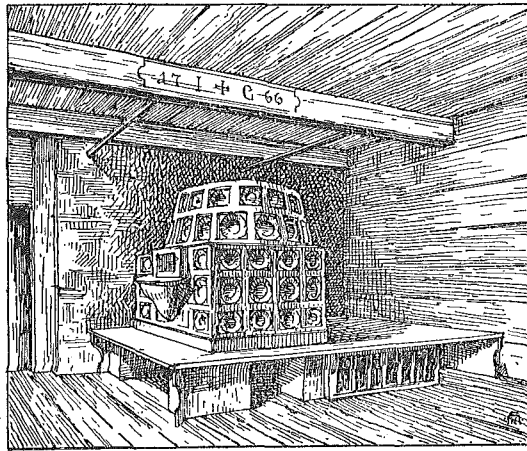


Fig. 17. Kachelofen, von der Küche aus beheizt.

verwendete es hauptsächlich nur zu Pfannen und anderen Gefäßen, welche aus Ton, besonders bei Erhitzung von magerem Inhalt, nicht gut standhielten. Feuerhunde wurden in manchen Gegenden, doch selten, verwendet. Beim Herd waren sie auch manchmal mit der Spanleuchte vereinigt.¹⁾ In größeren Wirtschaften war eine Spießbrateneinrichtung vorhanden, auch mit Brateruhr, deren Benützung seit Einführung der Sparherde aufgegeben ist. Die Heizung in den Alphütten ist bekannt, der hängende Kessel dient für die Sennerei, die Pfanne auf Dreifuß für die persönlichen Bedürfnisse.

Der Bauer heizt auch heute noch mit Holz. Mittlere und größere Güter haben stets einige Joch Waldes, so daß billiges Holz zur Hand steht. Der Abfall von verkauftem oder verarbeitetem Bau- und Werkholz, die Gesträuche von Weg-, die Weidenäste von den Bachrändern liefern Bürtel-, Prügel- und Scheitholz. Im Holzrauch selcht er das Schweinefleisch, die Asche liefert Lauge. Auf größeren Gütern mit

¹⁾ Textbuch zum Österreichischen Bauernhauswerk, S. 145, Abb. 45.

günstigem Holzabsatz heizt man schon teilweise mit Mineralkohle, was aber eine Umgestaltung der Heizeinrichtungen und besondere Rücksicht auf die feuersichere Bauart des Hauses erfordert.

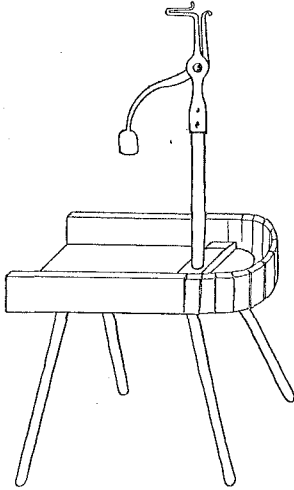


Fig. 18.
Ständerleuchter für Leuchtspäne.

Die Beleuchtung im Wohnhause geschah in Oberösterreich sehr lange mit dem Holzspan, in manchen Gegenden bis nach der Einführung der Petroleumlampe, im Mühlviertel bis in die Siebzigerjahre, sonst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Späne waren 3 bis 4, auch 6 bis 8 cm breit und steckten in einem eisernen Zwinger oder in dreizinkigen Gabeln, die an Holzständern oben oder seitwärts befestigt und mit Dreifuß auf den Boden oder Tisch gestellt wurden. In Küchen standen sie, ganz aus Eisen, auf dem Herd. Die Ständer ruhten auch auf etwas ausgehöhlten, manchmal mit Blech beschlagenen Holzbrettern zur Aufnahme der abfallenden Glutstücke. (Abb. 18.)¹⁾ Im Innviertel sieht man noch neben dem Ofen das Loch zum Einstecken der eisernen Spanleuchte.

Zur besseren Beleuchtung dienten mehrfache Spanleuchter.²⁾ Im Linzer Landesmuseum ist eine sogenannte Mauerleuchte³⁾ und eine Winterleuchte zu sehen; erstere eine Mauernische mit Rauchabzugschlot in der Mauer nach der Küche, letztere ein eiserner Trichter mit der blechernen Rauchröhre, an der Decke befestigt. Bei beiden ist ein kleiner Rost, auf dem Kienspäne verbrannt werden. Auf der Mauerleuchte konnte man auch kleine Mengen von Flüssigkeiten wärmen. Eigentümlich ist der Maulauf, ein plumper Kopf aus Ton, in dessen Maul der Span steckt. (Abb. 19.)⁴⁾ Es ist klar, daß diese Einrichtungen fast nur mehr in der Erinnerung und im Museum fortleben. Nur von der Mauerleuchte sind einzelne Nischen in der Mauer erhalten, die mit Holztafeln gedeckt sind. Nach dem Spanlicht kam die Beleuchtung mit selbsterzeugtem Leinöl, soweit selbes nicht zu Speisen verwendet wurde, was nicht unbeliebt war. Unschlittkerzen wurden ursprünglich aus dem selbstgewonnenen Fett im Hause durch Ziehen (Tunken) oder Gießen (in Formen) erzeugt. Weiters gab es für Nebenräume, Ställe Fett-

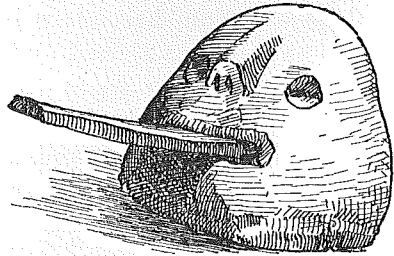


Fig. 19. »Gärmaule«, für Spanbeleuchtung.

¹⁾ Siehe Österreichisches Bauernhauswerk, Textband, S. 145, Abb. 45.

²⁾ Ebendort S. 145, Abb. 46.

³⁾ Ebendort S. 150, Abb. 53.

⁴⁾ Ebendort S. 147, Abb. 50.

leuchten aus Ton oder Holz (Schmerfunzen). Die bekannten Nachtlichter, mit Öl gespeist, fehlten gleichfalls nicht.

Zu den Heizungen gehört auch das Dörren des Flachses und Obstes. Die Flachsbereitung war einst im Lande überall zu Hause, im Mühlviertel als ein wichtiger Teil der Volkswirtschaft, ist aber gegenwärtig in wohlhabenden Gegenden ganz aufgegeben und wird nur jenseits der Donau noch selten betrieben bis zur Erzeugung des Flachses (des »Haar«). Die Stengel werden entweder in der prallen Sonne längere Zeit getrocknet oder in heißer Luft gedörnt und weiter behandelt. Dieses sogenannte Rösten oder Bähnen geschah gegen häufige strenge Verbote gern im Backofen, wodurch oft Brände entstanden, ordnungsmäßig jedoch in eigenen Häuschen, welche im Innern einen Ofen und herum mehrfache Bühnen aus Brett- oder Flechtwerksanlagen hatten. Der Ofen ist bei älteren Anlagen aus Topfkacheln mit rundem Boden (Reindln) gemacht, wird vom Vorraum geheizt und hat auch manchmal einen Schlot. Außen ist bei einigen auf zwei Säulen ein Dach gelagert, unter welchem die Brechlerinnen im Freien arbeiten, da sich dabei viel Staub entwickelt. Die Häuschen bestehen zumëist mit Ausnahme der Feuerung aus Blockwerk und führen die Namen Brechel- oder Haarstuben, Brechelkuchel, Brechel-, auch Haarbad. Große Bauern hatten ihre eigene, Dörfer oder mehrere Bauern zusammen eine gemeinsame Anlage. Bei Einzelbesitz werden sie außer der Brechelzeit von Inwohnern oder Auszögleren bewohnt. Ähnlich, nur kleiner sind die Obstdörrhäuschen. Gedörntes Obst gibt eine häufige Zuspäise im Winter. Aushilfsweise wird der Backofen verwendet.

Aus dem bisher Vorgebrachten geht hervor, daß Oberösterreich eine Reihe wichtiger Einrichtungen mit den anderen Alpenländern gemeinsam hatte. Aus der langsamen Verbreitung auch zweckmäßiger Einrichtung geht hervor, daß der Einfluß von Nachbarländern ohne besonderen Nachdruck nur langsam wirkt, weshalb wir gewisse alte Einrichtungen als urbayrisch ansehen können, so Rauchstube, Vorhaus, Spanlicht. Der Schlot ist später entstanden und nur durch behördlichen Zwang verbreitet worden. Die Verschiedenartigkeit der Heizung läßt örtliche Erfindung und auch Einfluß der gereisten Handwerker vermuten.

II. Kleine Mitteilungen.

Volkskundliche Überlieferungen aus Nordböhmen.

Von Robert Eder.

Die Heilig-Geist-Taube.

In den Bauernstuben des Friedländer Bezirks war meist in einer Ecke Christus am Kreuz oder ein Madonnenbild angebracht und davor brannte ein Öllämpchen. Vor diesem weihevollen Orte oder unfern davon in der Mitte der Stube hing oft auch die Heilig-Geist-Taube. Der Körper derselben bestand aus einem ausgeblasenen Ei, das mit Binsenmark überflochten oder mit farbigen Papierstreifen beklebt war, womit die Federn

dargestellt sein sollten. Die Flügel und der Schwanz waren aus gefaltetem Papier hergestellt und ebenfalls mit farbigen Papierstreifen geziert, der Kopf war aus Papier geformt.

Marie Andree-Eysn bespricht die Heilig-Geist-Taube in ihrem Buche „Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet“ ausführlich und bringt nebst Abbildungen der Heilig-Geist-Taube aus dem erwähnten Gebiete auch eine solche aus Deutschböhmen.

Die figürliche Darstellung des Heiligen Geistes als Taube bezieht Andree-Eysn auf die Taufe Christi zurück, von der es in den Evangelien heißt: Und der Heilige Geist fuhr hernieder in bildlicher Darstellung auf ihn wie eine Taube. Lukas 3. 22., Matth. 3. 16. Marc. 1. 10.

Gab nun diese Stelle aus dem Evangelium dem Bauer den Anlaß zur Kulthandlung in Betreff der Anbringung einer Heilig-Geist-Taube in seiner Stube?

Bevor ich diese Frage zu beantworten versuche, will ich auf die Symbolik der Taube im allgemeinen hinweisen.

Unter den mannigfachen Symbolen, welche die Taube darstellt, ist wohl jenes der Fruchtbarkeit das ursprünglichste. Noahs Taube, im Gegensatz zum Raben, kann als Frühlingsbotin und demnach als Sinnbild der Fruchtbarkeit aufgefaßt werden. Die Mutter des indischen Ehegottes Pollear oder Ganesa, wie er sonst noch heißt, ist die Taube Parvati, die ihn ohne Zutun eines Mannes im Wasser empfangen hatte. (F. Nork, Mythologie der Volkssagen, S. 407.) Das aus ägyptischen Hieroglyphen zurechtgeformte Tempelidol „Leben“ befindet sich zwischen zwei Tauben auf einem Votivstein in Karthago. (Pietschmann, Geschichte der Phönizier.) Astarte, die assyrisch-phönizische Göttin der Fruchtbarkeit, hat die Taube als Attribut. (M. Hoernes bringt die Abbildungen eines goldenen Astartempelchen mit Tauben und Astarte mit Taube aus Mykene in „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa“, S. 352 und 353.) Aphrodite, der Schaumgebornen, ist ebenfalls die Taube geheiligt; an einem südlich von Kairo gefundenen Bronzespiegel, etwa aus dem Jahre 1400 v. Chr. stammend, stellt dessen Griff die Liebesgöttin mit der Taube dar. („Vorältestes Volk in Ägypten“ von Karl Blindt.) Auch der nordischen Göttin der Fruchtbarkeit Frigg oder Freia (Frau Holle oder Frau Berchta) scheint die Taube nahegestanden zu sein; denn nach einer thüringischen Sage erscheint diese Göttin unter der Gestalt einer Taube: In Diemitz bei Halle denkt man sich in den zwölf Nächten eine Taube durch die Luft fliegend. Hört man ihren Flügelschlag (Wunschwind), so freuen sich die Landleute, denn dieses Rauschen ist das Anzeichen eines fruchtbaren Jahres. Wo sie sich niedergelassen hat, da grünt und blüht es im kommenden Sommer am schönsten, wo sie vorüberzieht, werden die Felder fruchtbar. (Sommer, Thür. Sag. Nr. 9.) Einige Ähnlichkeit mit obiger Sage hat der alte Brauch in Florenz, nach welchem am Sonnabend vor Ostern eine an einem von dem Altar der Kathedrale zum Baptisterium gezogenen Draht sich bewegende künstliche Taube ein Feuerwerk entzündet, und nach Art ihres Fluges und des Entzündens des Feuerwerkes verkündet sie den in die Stadt geströmten Bauern den Ausfall der kommenden Ernte. (Robert Eder, „Mystisch-allegorische Vogelgeschichten und deren Ursprung“ in Mitteilungen des ornithologischen Vereines in Wien „Die Schwalbe“, XV, 1891, S. 183 f.) Heute noch bedeutet dem Brautpaare in Böhmen das Erblicken von Tauben beim Ausgang aus der Kirche Glück in der Ehe.

Das Mittelalter kannte sonst noch eine hervorzuhobende Symbolik der Taube. Das Kolumbarium, das gewöhnliche silberne Gefäß, worin das Sakrament des Altars aufbewahrt wurde, hatte Taubengestalt. „Hier kann,“ sagt Wolfgang Menzel („Christliche Symbolik“, I, S. 142) „unter der Taube nicht der Heilige Geist, sondern muß die Gottesmutter verstanden werden, die den heiligen Leib in sich getragen.“

Und die heilige Maria, „die Taube ohne Galle“, wie sie überall in alten Marienliedern genannt wird, gilt auch als Segenspenderin der Fluren und Äcker. In Tirol wird ein Marienbild, die Heimsuchung darstellend, unter Gesang bei Nacht nach einem entfernten Gehöft getragen, wo es bis nächste Nacht verbleibt, um dann wieder auf ein anderes Gehöft gebracht zu werden. Jeder schätzt sich glücklich, es zu beherbergen, da es, wohin

es kommt, Gedeihen und Fruchtbarkeit bringt, dies besagt die vierte Strophe eines von Marie Andree-Eysn a. a. O., S. 76, gebrachtes „Frauliads“ aus der Rauris:

Sind wir krank oder sonst in Nöten, in Pest, Krieg und Hungersnot,
Wird Maria uns erretten, wird uns helfen aus der Not.
Sie wird allzeit uns bewahren, auch die Früchte auf dem Feld,
Vor den Feuer- und Wasserg'fahren bist Du ein Schutz der ganzen Welt.

Nach den vorliegenden Ausführungen komme ich nun zur Beantwortung der angeregten Frage und möchte ich die Schlußfolgerung ziehen, daß der Heiligen-Geist-Taube im Bauernhause ursprünglich nicht die Bedeutung im Sinne des Mysteriums des Heiligen Geistes bei der Taufe Christi, noch der Ausgießung des Heiligen Geistes zu Pfingsten, noch der Stärkung der Geisteskräfte durch den Heiligen Geist unterlegt wurde, sondern daß die Bedeutung im Sinne der Erscheinung des Heiligen Geistes bei der Heimsuchung der heiligen Maria gemeint war, und dürfte die Heilig-Geist-Taube in der Stube des Bauers dieselbe Bestimmung haben, ihn vor aller Not zu beschützen sowie „auch die Früchte auf dem Felde bewahren“, wie dies durch das Übertragen des Bildes der Heimsuchung¹⁾ Marias von Gehöft zu Gehöft bezweckt und bei dieser Gelegenheit im Rauriser Liede an die Gnadenmutter zum Ausdruck gebracht wird.

Eine rumänische Hänge- und Tragwiege.

Im Artikel „Eine rumänische Hänge- und Tragwiege“ von Dr. Rudolf Trebitsch in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, XXI. Jahrgang 1915, II. Heft, S. 63, heißt es, daß die „Magyaren, nach einer brieflichen Mitteilung des Direktors Doktor Willibald Semayer in Budapest, sich im allgemeinen niemals der Hänge- und Tragwiege bedienen“. Aus einer späteren Äußerung des erwähnten Gewährsmannes geht jedoch hervor, daß im Ort Sós-Hartyán im Komitat Nograd ein Wiegenzelt des genannten Typus anzutreffen ist. Es ist aber wohl anzunehmen, daß es sich hier, bei dem ungarischen Stamm der Paloczen, um eine Entlehnung von Seite der benachbarten Slowaken handelt. Die Abbildung, die im k. k. Museum für österreichische Volkskunde erliegt, verdanken wir einer freundlichen Schenkung des Herrn Direktors Dr. W. Semayer. Das im obigen Aufsatz umschriebene Verbreitungsgebiet der Hängewiege erstreckte sich, nach einer Notiz in Dr. J. K. E. Hover: Das Riesengebirge (Wien 1803), zu Beginn des 19. Jahrhunderts westwärts bis ins Riesengebirge, wo in den Bauernhäusern die von der Decke herabhängende Schaukel ebenfalls existierte.

¹⁾ In den Alpenländern findet man nicht selten primitiv gemalte Marienbilder, auf welchen der Jungfrau in naiver Symbolik das heilige Kind, mit Strahlen umgeben, auf den Leib gemalt erscheint. Ein solches Bild habe ich im Museum zu Reichenhall, Maria und Josef eine Herberge suchend, gesehen, Aber auch Künstler führten diese Symbolik in gleicher Weise aus: Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld bringen in „Vergleichende Volksmedizin“, II, zwischen S. 528 und 529 die Abbildung nach einem kölnischen Meister um 1400, Maria und Elisabeth darstellend. Das Bild zeigt die Mutter Gottes, das heilige Kind mit der Aureole auf den Leib gemalt, und ebenso die heilige Elisabeth mit der Frucht ihres Leibes, Johannes, der in kniender Stellung aufgefaßt ist. Nach der Legende kniete, als Elisabeth erkannte, daß Marias Schoß den Heiland der Welt in sich schloß, ihr eigenes Kind im Mutterleibe nieder und betete das fremde Kind an. Oberhalb der beiden Frauen schwebt der Heilige Geist in Gestalt der Taube.

Auf mittelalterlichen Bildern der Empfängnis findet sich auch die Taube und das Kind versinnbildlicht. Von der Taube geht ein Strahl aus bis zur heiligen Jungfrau, in der Mitte des Strahles aber schwebt ein kleines Kind, das ist die Seele des noch ungeborenen Messias. (Im Mittelalter stellte man die vom Körper getrennte Seele des Ungeborenen als kleines geschlechtsloses Kind dar.) Wolfgang Menzel a. a. O. S., 322.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Das Volkslied im Kriege. Mit allen guten Geistern unseres Volkes hat auch das deutsche Lied unser Heer ins Feld begleitet. Selbst der Tagesbericht unseres Hauptquartiers hatte seiner begeisternden Wirkung zu gedenken. Es verdient künftigen Geschlechtern im einzelnen aufbewahrt zu werden, welche Rolle das deutsche Lied im großen deutschen Kriege gespielt hat; für den Feldzug der Jahre 1870/71 liegen darüber nur unzureichende Mitteilungen vor. Wir wären daher aufrichtig dankbar, wenn besonders folgende Punkte ins Auge gefaßt und uns Mitteilungen über das Beobachtete gemacht würden:

1. Welche Soldaten- und allgemeinen Volkslieder, welche volkstümlichen und Kunstlieder werden im Felde überhaupt gesungen, welche mit besonderer Vorliebe?
2. Werden bei besonderen Truppengattungen oder besonderen Truppenteilen gewisse Gesänge des allgemeinen Liederschatzes bevorzugt, haben sie besondere, nur ihnen eigene Lieder?
3. Wurden landschaftlich, stammlich begründete Unterschiede bemerkt?
4. Sind im Laufe des Feldzuges Veränderungen, Vermischungen im Liederbestande beobachtet worden, etwa ein Neuauftauchen oder Sichausbreiten bestimmter Lieder, Wandern eines einzelnen Liedes von einem Truppenteile zum anderen und dergleichen?
5. Bei welcher Gelegenheit wird vorzüglich gesungen?
6. Sind etwa bestimmte Tätigkeiten regelmäßig von bestimmten Liedern begleitet?
7. Welche Rolle spielt im besonderen das religiöse, welche das gehobene vaterländische Lied? Welche Lieder dieser Art, wann und wo werden sie gesungen?
8. Wer sind die Sänger? Einzelne (welchen Bildungsgrades?) oder die Gesamtheit? Verteilt sich etwa der fortlaufende Text und der Kehrreim auf einzelne und die Gesamtheit?
9. Sind an Worten und Weisen bekannter Lieder auffällige Eigentümlichkeiten, vielleicht auch Veränderungen während des Feldzuges beobachtet worden?
10. Was konnte über Neudichten von Liedern durch gebildete oder ungebildete Feldzugsteilnehmer beobachtet werden?
11. Hat sich der Gesang irgendwo sprachlich, musikalisch, sachlich aus Feindesland etwas angeeignet?
12. Welche Rolle spielen geschriebene oder gedruckte Liederbücher beim Singen und Verbreiten der Lieder?

Es kommt bei Beantwortung der gestellten Fragen nicht auf Aufzeichnung der Texte an (so willkommen uns etwa auch solche wären); es genügt vielmehr, die Lieder mit den Anfangsworten tunlichst eindeutig zu bezeichnen. Gütige Mitteilungen erbitten wir entweder an den Zusender dieses Blattes oder an das „Deutsche Volksliedarchiv“ in Freiburg i. Br.

Prof. Dr. John Meyer, Freiburg i. B.

Diese Umfrage eignen wir uns vollinhaltlich für das von unseren österreichisch-ungarischen Truppen im Feldzuge aufs neue belebte Volkslied der österreichisch-ungarischen Völker an. Gefällige Beantwortungen erbitten wir an die Schriftleitung zu richten.

Oberbaurat Josef Eigl †. Einer der verdientesten Lokalforscher auf dem Gebiete der österreichischen Hausbauforschung ist mit Oberbaurat Josef Eigl im Juni dieses Jahres dahingegangen. Die mustergiltige Darstellung der Typen des Salzburger Bauernhauses, insbesondere der Salzburger Rauchhäuser und des Salzburger Gebirghauses (Pinzgauer Typus) ist als sein bleibendes großes Verdienst hervorzuheben. Auch an dem großen Bauernhauswerke des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines hat Eigl mehrfach mitgearbeitet und schöne Aufnahmen beigesteuert. Unsere Zeitschrift hat im IX. Jahrgang zwei wertvolle Beiträge von ihm gebracht. Auch als großer Heimatfreund und warmer Vertreter des Heimatschutzgedankens hat sich J. Eigl das dankbarste Andenken in Salzburger Kreisen gesichert.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

III. Bericht der Kommission für das Bayrisch-Österreichische Wörterbuch.

Trotz der schweren Kriegszeit und all ihrer Behinderungen kulturellen und wissenschaftlichen Arbeitens wird an dem monumentalen Werk des von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vorbereiteten Bayrisch-Österreichischen Wörterbuches unbeirrt weiter geschaffen. Nachdem 1914 die Kommission zu grundsätzlichen Bestimmungen über die innere Anlage des Hauptkatalogs und die damit zusammenhängenden Fragen gelangt war und dialektgeographische Bereisungen des Gebietes vorbereitet worden waren, brach der Krieg aus, wodurch infolge militärdienstlicher Einrückung der meisten wissenschaftlichen Arbeitskräfte naturgemäß eine starke Einschränkung der wissenschaftlichen Vorarbeiten am Wörterbuch eintrat. Immerhin sind bisher rund 16.400 Zettel in den Hauptzettelkatalog eingereiht worden. Im Jahre 1914 haben 227 Sammler die Fragebogen beantwortet; bisher wurden 37 Fragebogen ausgearbeitet und ausgesendet. Diese zählen, wie die ausgegebene Belehrung für die Sammler des bayrisch-österreichischen Wortschatzes besagt, je eine Anzahl von Wörtern, beziehungsweise Vorstellungen auf, deren mundartliche Bezeichnung der Sammler dem Gewährsmann von Wort zu Wort abzufragen hat. Der einzelne Fragebogen sucht den Wortschatz zu erschöpfen, den die Mundart zur Bezeichnung einer größeren Gruppe irgendwie zusammengehöriger Vorstellungen besitzt. Es wird in solcher Weise der Blick in die gesammte Vorstellungs- und Gefühlswelt der Mundart eröffnet. Aus dem Reichtum der Mundart wird eine Menge von Ausdrücken auftauchen, deren Bedeutung, deren Gegend vielen fremd geworden ist: bei Sachen solcher Art wird das Wörterbuch neben das mundartliche Wort, wo immer es möglich ist, auch die Abbildung der Sache stellen. Das Leben, das sich der Wörter, der Sachen bedient, soll, wie das „Geleitwort“ es treffend ausführt, in den Gesichtskreis gerückt werden. Bei landwirtschaftlichen Bezeichnungen etwa wird auch der ihnen zugrundeliegende Gegenstand (wie Pflug, Wagen, ihre Arten und Bestandteile) oder Vorgang (Heu-, Getreideschnitt, Flachsbrechen, Käsebereitung u. s. w.) knapp, aber doch genau beschrieben. eine gedrängte Schilderung volkstümlicher Bräuche und Überlieferungen soll sich an Wörter anschließen, die zu ihrer Bezeichnung dienen, auf landschaftliche Besonderheiten der Verwendung soll bei Rechtsausdrücken aufmerksam gemacht, Orts-, Familien-, Hausnamen sollen herangezogen werden — kurz, das Dialektwörterbuch will eine Fundgrube sein nicht nur für Sprachforscher, sondern auch für den Kultur- und Rechtshistoriker wie den Volkskundigen, und hofft, nicht zuletzt, auch jedem, der, ohne fachliche Interessen zu verfolgen, an Volksart Freude hat und dem Volkstümlichen Aufmerksamkeit widmet, ein gerne angerufener Führer zu werden.

In dieser Weise berührt sich das große, in Vorbereitung begriffene Werk des bayrisch-österreichischen Mundartwörterbuches aufs engste mit unserer eigenen Arbeit, und in diesem Sinne ergeht daher an all unsere Mitarbeiter die Bitte, wofern sie nicht bereits für die edle und anregende Aufgabe gewonnen sind, sich bereitwilligst nach Kräften in den Dienst dieses wahrhaft heimatlichen und wissenschaftlichen Unternehmens zu stellen. Die von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien eingesetzte Kommission, an deren Spitze die Herren Prof. Dr. J. Seemüller, Prof. Dr. Paul Kretschmer, Prof. Dr. R. Much, Prof. C. v. Kraus stehen, die von den ständigen wissenschaftlichen Mitarbeitern Prof. P. Lessiak, Dr. Dietr. v. Kralik, Dr. Pfalz und Dr. W. Steinhäuser unterstützt werden, sendet auf Wunsch das gesamte erforderliche Material an die freiwillig sich meldenden Mitarbeiter. (Anschrift: Wien, IV. Favoritenstraße 5.)

Kunstabteilung der Kriegsmetallsammlung. Bekanntlich hat die vor einigen Monaten in ganz Österreich durchgeführte patriotische Kriegsmetallsammlung dank der glühenden Vaterlandsliebe und der Opferwilligkeit der Bevölkerung ein ganz außerordentlich reiches Ergebnis gezeitigt. Sowohl quantitativ wie qualitativ sind aus sämtlichen österreichischen Kronländern bewundernswert reiche Sammlungen von aller Art Metallgeräten zustande gekommen, unter denen sich überaus bemerkenswerte Bestände auch volkstümlich interessanter Dinge und Gebrauchsgegenstände befinden. Von den kunstgewerblich bedeutenden Serien, namentlich aus der Produktionsperiode von 1840—1900,

die besonders stark vertreten sind, sei hier ganz abgesehen. Aber aus den eigentlichen Volksschichten der Alpenländer, namentlich Salzburgs und Tirols, dann auch der Karstländer, aus Dalmatien und Bosnien sowie der Herzegowina, aus Böhmen, Mähren und Schlesien, naturgemäß am wenigsten aus den Karpathenländern ist aus dem alten angestammten Volksbesitz eine große Zahl volkskundlich und volkskünstlerisch beachtens- und erhaltenswerter Gegenstände zutage gekommen, welche dank einer einsichtigen Fürsorge bilden. Schon am Beginn der ganzen Kriegsmetallsammlungsaktion hat die k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege durch ihre Organe sowie durch die Landesmuseen auf die Erhaltung künstlerisch oder volkskundlich bemerkenswerter Objekte Einfluß genommen, und seit einer Reihe von Monaten ist die vom Kriegsministerium eingesetzte Kunstabteilung der Kriegsmetallsammlung mit der Rettung alles erhaltenswerten Kunstgutes und seiner Verwertung in umfassendster Weise tätig. Diese Abteilung steht unter der berufensten Leitung; sie wurde einem Fachmann ersten Ranges, k. u. k. Hauptmann Alfred Ritter v. Walcher, anvertraut, der es sich mit unermüdlichem Eifer und regster Talkraft angelegen sein läßt, aus der unermesslichen und wahrhaft unübersehbaren Fülle des aufgestapelten Materials das Erhaltungswürdige auszuscheiden, wo nötig, restaurieren und zunächst musealer Behandlung teilhaftig werden zu lassen. Kirchlicher und profaner Besitz haben gleichmäßig zu diesen Schätzen beigesteuert.

In den Räumlichkeiten des k. u. k. Militärkasinos, I. Schwarzenbergplatz, veranstaltet die Kunstabteilung soeben eine prächtige Ausstellung der für Kunstzwecke ausgeschiedenen und auf dem Wege öffentlicher Versteigerung sowie der Ablösung durch die Museen zu verwertenden kunstgewerblichen und Volkskunstschätze. Es besteht Aussicht, daß auch unser Museum für österreichische Volkskunde auf diesem Wege zu bedeutenden Bereicherungen seiner Sammlungsbestände metallischer Art, namentlich auf dem Gebiete des Volksschmuckes, gelangen werde, und wir zählen hiebei auf die opferwillige Unterstützung unserer Gönner und Freunde, welche, indem sie dem Museum für österreichische Volkskunde die Mittel zur Ablösung einschlägiger Serien gewähren, einem doppelt edlen Zweck dienen: der patriotischen Fürsorge für den Erfolg der Kriegsmetallsammlung und zugleich der wissenschaftlich-künstlerischen Fürsorge für angestammte beachtenswerte Volksgüter, welche vaterländischen Instituten zu retten die Pflicht aller Bemittelten ist.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

6. E. M. Kronfeld: Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben. Verlag Hugo Schmid, München.

Im vorliegenden Buch verbreitet sich der Verfasser, wenn auch nicht mit wissenschaftlicher Methodik, über den durch den gegenwärtigen Krieg aufs neue ins Leben gerufenen mannigfaltigen Soldatenaberglauben. Es werden in bunter Reihe Amulette und Talismane, Festmachen und Freikugeln, Orakel, Prophezeiungen, Glücks- und Unglückstage, Metalle und Edelsteine als Glück- und Unglückbringer, Wund- und Blutstillungszauber und dergleichen mehr besprochen. Es ist ferner von Schlachtfeldsagen die Rede. So wird mitgeteilt, daß, nach dem Volksglauben, Schweden und Kaiserliche bei Selb im Fichtelgebirge heutigentags noch allnächtlich miteinander ringen. Meiner Meinung nach sind diese und ähnliche volkstümliche Erzählungen wahrscheinlich auf eine Umarbeitung der wilden Jagd Wotans zurückzuführen. Besonders lehrreich für den Folkloristen ist das Kapitel vom „Festmachen“. Hier wird das Kugelgießen in Webers „Freischütz“ auf die darin vorhandenen traditionellen Elemente hin analysiert. Den Wiener wird es besonders anheimeln, wenn er von

den Wundern erfährt, die das Kriegsmuttergottesbild in der hiesigen Karmeliterkirche während des Dreißigjährigen Krieges vollbracht haben soll. Mit Interesse vernehmen wir, daß in Sachsen heutigentags noch das „Besprechen von Wunden“ anzutreffen ist. Aber noch andere Vorkommnisse haben Jahrhunderte überdauert, so der Kometenglaube, die „Himmels-“ und „Schneeballenbriefe“ und dergleichen mehr, Erscheinungen, die, nach Kronfeld, noch im jetzigen Weltkrieg eine Rolle spielen. — Wer sich über das Thema des vorliegenden Werkes von der Oberfläche weg orientieren will, wird bei dessen Lektüre auf seine Rechnung kommen, nicht aber derjenige, der gründliche, wissenschaftliche Darlegungen erwartet.

Dr. Rudolf Trebitsch.

7. Neuere Geschichte Polens. Von E. Zivier. Drei Bände. Band I. Die zwei letzten Jagellonen. Preis M. 20. (Allgemeine Staatengeschichte, 36. Werk.)

8. Geschichte Italiens im Mittelalter. Von L. M. Hartmann. 4. Band, erste Hälfte. Die Ottonische Herrschaft. Preis M. 6. (Allgemeine Staatengeschichte, 39. Werk.) Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1915.

Diese Bände gelangen als die ersten nach dem Tode Karl Lamprechts zur Ausgabe, unter dessen Führung das altberühmte Unternehmen der „Allgemeinen Staatengeschichte“ mehr als zwanzig Jahre gestanden hat und der, wie jeder Kenner weiß, durch Zuführung neuer Werte die Bedeutung des Gesamtwerkes außerordentlich zu vertiefen verstanden hatte. Das besondere Zeitinteresse haftet an den hier behandelten Materien. Polens Schicksal ist wohl zu einem der unbestimmtesten geworden; ein Werk, das die geschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklung dieses Landes und Volkes in einem bedeutsamen Zeitabschnitt schildert, darf daher auf besondere Aufmerksamkeit rechnen. Zivier setzt die im gleichen Verlag erschienene „Geschichte Polens“ von R. Roepell und J. Caro fort, weicht aber von diesen in Auffassung und Darstellung nicht unwesentlich ab. Durch Erschließung eines fast unübersehbaren handschriftlichen Materials wurde Ziviers Werk die ausführlichste quellenmäßige Darstellung der polnischen Geschichte dieser Zeit.

Weit im Süden, in Italien, stürmt ein irgeleitetes Volk in blinder Wut an die Grenze. Unser ist keiner, in dem sich bei diesem Anblick dem Willen zur Abwehr nicht verstehendes Mitleid gesellte. Wem wäre dennoch dieses Volkes Weg nicht rätselhaft erschienen? Man sieht Parallelen, Präzedenzfälle, die, abgeschlossen und von historischer Forschung allseitig klargelegt, die Brücke zum Verständnis der Gegenwart bieten können. Hartmanns „Geschichte Italiens im Mittelalter“, wohl der für die Entwicklung wichtigste und bunteste Werdeabschnitt dieses Volkes, bietet dergleichen in Fülle.

Anschließend an die vorhergehenden Bände behandelt die soeben erschienene erste Hälfte des vierten Bandes die Ottonische Herrschaft bis zu dem letzten gescheiterten Versuche Arduins von Jona, ein von Deutschland unabhängiges Königtum, wie es bis zum Eingreifen Ottos I. bestanden, wiederherzustellen. Es werden die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Herrschaft dargelegt und die politischen Ereignisse in Zusammenhang gebracht mit der aus den Privaturkunden und Gesetzen erschlossenen Wirtschaftspolitik der Ottonen, gegen welche sich die Erhebung am Ende der Periode richtete.

Auch als ein erfreuliches Zeichen unserer Tage mag es gelten, daß das große Geschichtserleben, in dem wir stehen, berufene Kräfte nicht hindert, die Arbeiten der Geschichtserforschung fortzuführen, und daß es möglich ist, auch in unserer Gegenwart grundlegende Forscherarbeit über vergangene Geschichtsepochen zu leisten.

9. Klo'aner Catechismo vor De Si'ben Kaméün. Eine Neuausgabe des seltensten Mundartendenkmales, das jemals die Presse verlassen hat, hat der Bund der Sprachinsellfreunde anlässlich der buchgewerblich-graphischen Ausstellung zu Leipzig (Buga Leipzig 1914) veranstaltet. Der Neudruck ist so deutlich dem Original nachgebildet worden, daß nur die Drucknotiz auf der dritten Umschlagseite der herstellenden Firma den Neudruck vom Original unterscheidet. Der Herausgeber hat eine tatsächlich getreue Wiedergabe der Vorlage erstrebt. Nicht nur Bibliophile haben Interesse an diesem

Neudruck, sondern vor allem Germanisten, Romanisten, Historiker und Theologen. Superintendent Klingemann hat bereits früher in einem ausführlichen Aufsatz auf die hohe theologische Bedeutung dieses Druckwerkes hingewiesen, namentlich auf die Gesänge, die in den oberitalienischen deutschen Gemeinden bis in die letzte Zeit noch in Brauch waren. Der aussterbende Dialekt der Sette Comuni von Vicenza hat hier ein Denkmal erhalten, das allen Forschern als Unterlage zu weiteren Studien dienen kann.

10. Josef Blau: Der Lehrer als Heimatforscher. Eine Anleitung zu heimatkundlicher Arbeit. (Schriften für Lehrerfortbildung Nr. 6.) Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Prag, Wien, Leipzig 1915.

„Heimatkunde soll der Mittelpunkt für den ganzen Unterricht werden.“ Mit diesem programmatischen Satz, der hoffentlich sich siegreich durchsetzen wird, ist der Sinn und Zweck des vorliegenden, höchst verdienstvollen Buches am besten zu kennzeichnen. Ein großer Teil der Heimatkunde ist Volkskunde, und so haben wir willkommene Veranlassung, uns mit diesem Werke genau zu befassen.

Sein Verfasser hat sich seit vielen Jahren durch hervorragende und vielseitige Betätigung im Dienste der böhmerrwäldlerischen Heimat- und Volkskunde geradezu als ein Muster und Ideal jener Heimatforscher aus dem Lehrerstande bewährt, welche dem Gegenstand zu erwecken und auszubilden das vorliegende Buch berufen ist. Mit freudigem Staunen nimmt man wahr, wie schön durchdacht die ganze mühsame Anlage dieses Werkes ist, wie hier nicht — im Gegensatz zu manchen neueren Arbeiten der Heimatschutzbewegung — etwa viel Worte und viel Wind gemacht werden, sondern wie bis in den letzten kleinen Abschnitt hinein durch allgemein orientierende kurze Auseinandersetzungen, durch Quellennachweise und praktische Winke, durch reiche Beispielgebung die Aufgaben im großen und im einzelnen sowie die Mittel und Wege, die zu ihnen führen, aufgezeigt werden. Nur wer von einem Gegenstand so voll gesättigt ist, wie der Verfasser, vermag in so konzentrierter und knapper Weise denselben darzulegen. In Einzelheiten des Inhaltes hier einzugehen, dazu ist das Werk viel zu reich. Als einzelne Stoffgebiete, deren Gesamtheit, sich gegenseitig durchdringend und befruchtend, die Heimatkunde ausmacht, werden behandelt: die naturhistorischen Fächer; der Mensch (Körperform, Sprache); Volkskunde, Landes-, Heimat-, Bezirks- und Ortskunde; Geschichte; Archive; Bücherkunde (Zeitschriften und Jahrbücher, Büchereien); Museen, Karten und Katasterpläne. Der Lehrer als Zeichner und Lichtbildner. Heimatkunst. Überall werden dem strebsamen Lehrer die Wege zum Einarbeiten in all diese Stoffgebiete auf das umsichtigste geebnet, wobei naturgemäß Deutschböhmen als das dem Verfasser am vertrautesten gewordene Gebiet für Beispielgebung am stärksten herangezogen wird. Gewiß wird nicht jeder Lehrer gleichmäßig auf allen vom Verfasser besprochenen Gebieten der Heimatkunde tätig sein können, aber er wird sich wenigstens den Blick für die Vielseitigkeit seiner Aufgaben weiten und schärfen und dann zur Bearbeitung einer ihm besonders ansprechenden Stoffgruppe entschließen können. Möge das Buch reiche Frucht tragen. Wer so viel guten Samen in ein wohlbereitetes Erdreich gesenkt hat, darf auf gesegnete Ernten hoffen. Das Werk J. Blaus wird seinen Wert und seine Wirkung auf lange Zeit hinaus bewahren; in der Volkserziehungsliteratur bleibt ihm ein ehrenvoller Rang auf immerdar gesichert.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

11. Soldatengräber und Kriegsdenkmale. Herausgegeben vom k. k. Gewerbe-förderungsamt. Wien 1915. Kunstverlag Anton Schroll & Ko. 4°. 335 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Das von Hofrat Dr. A. Vetter dem schönen Werk vorangeschickte Vorwort orientiert in folgender Weise über Absicht und Anlage dieser schönen, der ersten Zeit in ihren heiligsten Pietätspflichten dienenden Veröffentlichung:

„Gegen Ende des Jahres 1914 verbanden sich das k. k. Gewerbe-förderungsamt und die Kunstgewerbeschule des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien in der Absicht, dazu beizutragen, daß die Erinnerung an den großen Krieg und an die Männer, die darin den Tod erlitten, in würdiger Weise gepflegt und der Nachwelt

überliefert werde. Die an der Kunstgewerbeschule als Lehrer wirkenden Künstler samt ihren Schülern sollten sich bemühen, Soldatengräber und Kriegsdenkmale zu entwerfen und das Gewerbeförderungsamt sollte für Herausgabe und Verbreitung dieser Entwürfe sorgen.

Nachdem nun hiezu die Zustimmung und Unterstützung des den beiden Anstalten übergeordneten Ministeriums für öffentliche Arbeiten erbeten und bereitwilligst gewährt worden war, gab die Direktion der Kunstgewerbeschule den einzelnen für die Aufgabe in Betracht kommenden Schulabteilungen die nötige Weisung und veranlaßte den Zusammentritt eines Herausgeberausschusses, der die Durchführung des Planes übernahm.

Dieser Ausschuß ließ sich bei der ihm anvertrauten Entscheidung über die Aufnahme oder die Ablehnung eines Entwurfes von der Auffassung leiten, daß in dem nun vorliegenden kleinen Werk vor allem den gleichmäßig wiederkehrenden Bedürfnissen Rechnung getragen und Lösungsbeispiele für die wichtigsten Fragen gegeben werden sollen, die bei der Aufstellung von Grabmalen und von Denkmalen auftauchen. Dabei sei immer wieder darauf zu verweisen, wie sehr die Ausführung von Grab- und Denkmalen, sobald einmal ihre Art feststeht, vor allem von der Umgebung abhängt. Dem Ausschuß lag es also ferne, persönliche künstlerische Leistungen zu beeinflussen; er wollte vielmehr, daß sich in den Entwürfen das für die Zeit und für das Ereignis Wesentliche, allgemein Giltige und Wiederholbare ausdrücke.

Die Entwürfe wurden in einzelne Gruppen gebracht; die Grabmale sind von den Denkmalen getrennt. Weiter ist unterschieden, ob sich die Gräber auf dem Schlachtfeld oder dem Friedhof befinden und ob es sich um Massengräber, Gruppen- oder Einzelgräber handelt. Bei den Denkmalen ist wieder darauf Bedacht genommen, ob sie auf dem Schlachtfeld, in Städten, Märkten, Dörfern und ob sie in oder vor einem Gebäude errichtet werden sollen.

Der Ausschuß spricht die Hoffnung aus, daß das Werk den einzelnen und den Gemeinden, der Industrie und den Gewerben, die Grab- und Denkmale zu errichten oder auszuführen beabsichtigen, Anregungen vermitteln werde. Auch für die Künstler mag es von Wert sein, hier grundsätzliche Fragen erörtert zu wissen.“

Was wir nun in dem schönen Werk an künstlerischen Entwürfen und Ideen vereinigt finden, ist in der Tat eine höchst beachtenswerte Summe künstlerischer Erfindung, geschaffen aus dem Ideengehalt und dem Stilempfinden unserer Zeit heraus, nicht unwürdig der heroischen Taten, Leiden und Todesdramen, deren Erinnerung sie feiern und im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt bewahren sollen. Aber es will doch scheinen, daß das ganze Werk etwas zu theoretisch angefaßt wurde und zu wenig Fühlung mit der wirklichen Kunst- und Pietätsgefühlweise unserer so mannigfach ethnisch und sozial gestuften Bevölkerung hat. In dem modernen Weltkrieg liegen die Soldatengräber, meist Massengräber, in fremder Erde, außer in Galizien, der Bukowina, den Karpathen Oberungarns in Polen, in Serbien, und nur beim italienischen Kriegsschauplatz in heimischer Erde (Tirol, Kärnten, Küstenland in den Grenzgebieten). Es wird also, wie der Verlauf der kriegerischen Ereignisse es glücklicherweise mit sich gebracht hat, weniger an den Soldatengräbern als vielmehr an den Kriegsdenkmalen das heimische Kunstschaffen sich zu bewähren haben.

Hier wie dort vermissen wir bei den gebrachten Entwürfen in ziemlich schmerzlicher Weise den Anschluß an die volkstümliche, tief im Empfinden der Volkskreise eingewurzelte Grabausstattung und Gräbersymbolik. An die volkstümliche Friedhofkunst mit ihrer schlichten, aber ergreifenden Bildersprache hätte wohl stärkerer Anschluß versucht werden müssen. Zudem geht es wohl nicht an, der deutschen Bevölkerung etwa in Niederösterreich dasselbe Grab- und Denkmal aufzurichten wie inmitten der Karpathenbevölkerungen, wie den Huzulen der Bukowina oder den Polen in Galizien und Russisch-Polen. Eine ethnographisch differenzierte, überall den volkstümlichen Anschluß suchende Lösung der vorliegenden künstlerischen Probleme war mindestens so sehr geboten, als die topographische Differenzierung je nach Art der Umgebung, ob Ebene oder Gebirgsland, ob Dorf oder Stadt, den Rahmen dafür zu bilden haben werde.

In dieser doch sehr naheliegenden Richtung bewegen sich die Entwürfe, wie uns scheint, fast gar nicht. Es ist hier nicht der Ort, des näheren auf die einzelnen Schöpfungen einzugehen; wir dürfen das vorliegende Werk ja gewiß nicht als ein abschließendes Unternehmen betrachten und wollen hoffen, daß die oben ausgesprochenen Anregungen bei den Künstlern auf fruchtbaren Boden fallen werden. Bei allen zum Volke sprechenden Werken darf heute das volkskünstlerische Empfinden selbst nicht ausgeschaltet bleiben.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Stiftungsbeitrag und Spende.

Seine Exzellenz der Herr Gouverneur der Allgemeinen Bodenkreditanstalt Wirklicher Geheimer Rat Dr. Rudolf Sieghart hat sich als Stifter mit einem Beitrag von K 1000 angemeldet. — Herr Generalrat B. Wetzler hat eine Spende von K 300 überwiesen.

Beide großmütige Entschlüsse verdanken wir der freundlichen Intervention des Herrn Ausschusses Dr. R. Trebitsch und sind vom Präsidium mit verbindlichen Dankschreiben beantwortet worden.

2. Mitgliederbewegung.

Als neue Mitglieder sind eingetreten: Firma Schönthaler & Sohn, Otto Silberstern. Verstorben sind die Mitglieder: Hofrat Dr. J. Huemer, Regierungsrat Eduard Gerisch, Generalgroßmeister Franz Marat, Prag, denen wir ein ehrenvolles Gedenken bewahren.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

Seit 2. Juni d. J. (siehe Ausweis in dieser Zeitschrift S. 68) sind 46 Nummern zugewachsen, darunter Geschenke des † Malers Ludwig Hans Fischer, des Fräuleins Helli Fischer, der Frau Leontine v. Pichler, des Pfarrers Karl Köstler in Groß-Nondorf, der Familie des im Kriege gefallenen Hofrates Friedrich Diehl. Hervorzuheben sind darunter zwei Krüge aus der Werkstatt Th. Obermillner, Salzburg (17. Jahrh.), ein Vortragskreuz mit aufgenagelten Korpusteilen, ferner zwölf durch freundliche Vermittlung des Herrn Militärarztes Dr. Fritz v. Schürer erworbene interessante hausindustrielle Arbeiten aus dem russischen Gefangenenlager in Kleinmünchen bei Linz, eine Fleischerzunfttruhe der Metzgerzunft in Schwanenstadt samt prächtigem handschriftlichen Exemplar der Handwerksordnung (1657).

Photographien und Abbildungen.

Zuwachs an Photographien: 91 Nummern, darunter Geschenke von Direktor Doktor W. Semayer in Budapest, Direktor Dr. Ed. Braun in Troppau, Prof. Dr. Edmund Schneeweis in Aussig a. E., Dr. Viktor v. Geramb in Graz. Die Vermehrung der Abbildungen beträgt seit dem letzten Ausweis: 24 Nummern, darunter Geschenke von Dr. Rudolf Trebitsch und Prof. Josef Tvrđý in Wischau.

Bibliothek.

Außer dem Fachzeitschrifteneinlauf betrug die Vermehrung seit 2. Juni d. J. 12 Nummern, darunter Geschenke des Herrn J. B. Marsano, Prof. Dr. M. Haberlandt, Robert Eder, Dr. Oskar v. Hovorka, Dr. R. Trebitsch.

Sachregister zum XXI. Band.

- A**berglauben im Weltkrieg, 179.
Ackerbauer in der Mährischen Walachei, 5.
Almenwege in der Mährischen Walachei, 46.
Almenwirtschaft in der Mähr. Walachei, 1.
Almengenossenschaften in der Mährischen Walachei, 70.
Anthropogeographie der Mähr. Walachei, 2.
Anzahl der Almen in der Mähr. Walachei, 37.
- B**ackofen in den Alpenländern, 58.
— in der oberösterreichischen Stube, 86.
Balkanexpedition, österreichische, 176, 201.
Balladen der Heanzen, 102, 171.
Balwieren (niederösterr. Brechelspiel), 117.
Baskische Sammlung, 27.
Bauchfleck, Trachtenstück im Böhmerwald, 193.
Bauweise, heimische, 130.
Beheizung im oberösterreichischen Bauern-
hause, 52.
Beleuchtung im oberösterreichischen Bauern-
hause, 90.
Besiedlung der Mährischen Walachei, 4.
Bischofeinweihen (niederösterr. Brechelspiel),
117.
Blutaberglauben, 19.
Böhmische Protestanten in der Mährischen
Walachei, 7.
Bokrat, Schlafstätte in Holzknechtbütten, 150.
Brautwagen im Böhmerwald, 199.
Brechelmahl im niederösterreichischen
Wechselgebiet, 110.
Brechelrutschen im niederösterreichischen
Wechselgebiet, 110.
Brecheltänze im niederösterreichischen
Wechselgebiet, 109.
Brecheltanzspiele im niederösterreichischen
Wechselgebiet, 112.
Brechelwerkzeuge im niederösterreichischen
Wechselgebiet, 109.
Bruckotrogn (Brechelspiel), 117.
Bucklige Welt (Böhmerwald), 189.
- C**horea hysterica, 19.
- E**gerland, 20.
Eigl Josef, 94.
Einzwickte Heilige, Böhmerwald, 126.
- F**euerstätte in salzburgischen Holzknecht-
hütten, 150.
Fladenbrot, 203.
Flüchtlingsarbeiten, 127.
Fuchsinslochtreiben (Brechelspiel), 116.
Füragang (Vorsegnung der Wöchnerinnen),
198.
Fürtuch (Trachtenstück im Böhmerwald), 124.
- G**eschichte von Italien, 97.
— von Polen, 97.
Goldenes Rössel im Böhmerwald, 195.
Goller (Kastelruther Tracht), 123.
Grenzdörfer in der ungarischen Militärgrenze,
157.
Grundriß der Hoferhütten in der Mährischen
Walachei, 16.
- H**aarstuben, 109.
Habergeißbeschlagen, 118.
Habergeißbreiten, 118.
Hahnabfangen (Brechelspiel), 110.
Hängewiege, rumänische, 58, 93.
Haube (Kastelruther Tracht), 125.
Haufendörfer der Serben, Banat, 155.
Hausformen im Banat, 156.
Heandrectanz (Brechelspiel), 115.
Heiliggeisttaube in Nordböhmen, 91.
Heimatsforschung, 98.
Heiraten (Brechelspiel), 113.
Hemd (Trachtenstück im Böhmerwald), 193.
Herkunft der Heanzen, 175.
Hirtenkoliba, 37.
Hirtenschalmei in der Mähr. Walachei, 39.
Hirtenterminologie in der Mähr. Walachei, 76.
Hirtenwirtschaft in der Mähr. Walachei, 7.
Hochgebirgskolonisation, 12.
Hofer in der Mährischen Walachei, 15.
Höfler Max, 203.
Holzknechthütten im Salzburgischen, 149.
Holzplastik, figurale, 131.
- I**nnviertel, 20.
- J**ahresablauf im Böhmerwald, 195.
- K**arpathenkultur, 82.
Katechismus der Sieben Gemeinden, 97.
Kerbstöcke in der Mährischen Walachei, 39.

- Kirtagreiten (Brechelspiel), 114.
 Kittel (Kastelruther Tracht), 122.
 Klima in der Mährischen Walachei, 3.
 Knödelhut (Kastelruther Tracht), 125.
 Kochofen im oberösterreichischen Bauernhaus, 86.
 Koliba, Einrichtung der, 38.
 — einstubige, 39.
 — zweistubige, 39.
 Kriegsaberglauben, 96.
 Kriegerehrungen, 204.
 Kriegsdenkmäler, 98.
 Kriegsmetallsammlung, 95, 127.
 Krippelgspiel im Böhmerwald, 196.
 Kufenwiege, 61.
 Kufenbütten der Hirten in der Mährischen Walachei, 42.
 Kunstgewerbliche Arbeit, 202.
Merktafel der Huzulen, 65
 Milchproduktion in den Salaschen, 49.
 Mundarten, deutsch-böhmische, 67.
 Mundart der Egerländer, 21.
 — deutsche, im Komitat Veszprim, 179.
 Muscheltechnik, steinzeitliche, 129.
 Museum, ethnographisches, in Belgrad, 176.
 — für österreichische Volkskunde, 26, 68, 100, 205.
 Mythen im Isonzoland, 179.
Neudörfer im Banat, 155.
Ochsabschlagen (Brechelspiel) 113.
 Ornamentik der rumänischen Hängewiege, 61.
Paseken in der Mährischen Walachei, 13.
 Pasekenkolonisation, 14.
 Physiographie der Walachei, 2.
 Polnische Elemente in der Mährischen Walachei, 5.
 Polsterltanz im Wechselgebiet, 115.
 Prinz Eugenius-Lied, 18.
 Primitivwohnung in Bosnien, 126.
Radausbohren (Brechelspiel), 114.
 Rauchküchen, Oberösterreich, 57.
 Rauchstuben, Oberösterreich, 53.
 Ritualmord, 18.
 Romstorfer K. A., 200.
Salaschen in der Mährischen Walachei, 37.
 Samkas (Taufschmaus) im Böhmerwald, 198
 Schakl (Kastelruther Tracht), 125.
 Schaukelwiege, 61.
 Schliefer (Armstutzen), 124.
 Schoeller Philipp v., 133.
 Schuhsuchen (Brechelspiel), 114.
 Seidenzupfen (Brechelspiel), 114.
 Sibara, Primitivwohnung in Serbien, 127.
 Soldatengräber, 98.
 Soldatenlied im Felde, 203.
 Soldatensprache, deutsche, 199, 202.
 Sparofen, 87.
 Spottreime, 189.
 Springprozession, 20.
 Stierleinen (Brechelspiel), 116.
 Stockschlagen (Stockklieben), 116.
 „Stuben“ im Salzburgischen, 151.
 Stundenruf, 64.
 Szuchiewicz Wladimir, 66.
Tänze im Böhmerwald, 194.
 Tanzkrankheit, 19.
 Tracht im Böhmerwald, 193.
 — von Kastelruth, 120.
 Tragwiege, rumänische, 61.
Verein für österreichische Volkskunde, 21, 67, 100, 133, 179, 204.
 Viehpferche (Košar) in der Mährischen Walachei, 4.
 Vierzeiler der Heanzen, 159.
 Volksarbeiten der Balkanländer, 201.
 — der Slowaken, 130.
 Volksdichte in der Mährischen Walachei, 6.
 Volkskunde im Böhmerwald, 189.
 — im Egerland, 178.
 — der Heanzen, 101.
 — in Kärnten, 128.
 — der Kroaten, 179.
 — in Steiermark, 66.
 Volkslieder der Heanzen, 101, 159, 181.
 Volkslied im Kriege, 94.
 Volksmedizin, 131.
 Volksnahrung in Böhmen, 191.
Waldrodung in der Mährischen Walachei, 10.
 Wanderungen der walachischen Hirten, 47.
 Weisen der Heanzen, 104.
 Wiederbesiedlung von Südnngarn, 152.
 Wiegen (Brechelspiel), 113.
 Winterbeschäftigung im Böhmerwald, 190.
 Wörterbuch, bayrisch-österreichisches, 95.
Zaunformen in der Mährischen Walachei, 41.